

Hubertus Halbfas

SO BLEIB DOCH JA NICHT STEHN

Mein Leben mit der Theologie

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: Marc Janssens, B-2450 Meerhout, Belgien,
www.marcjanssens.be
Satz: Ina Halbfas, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-0665-3

Inhalt

Vorwort	7
In Geschichten verstrickt	9
Vaters Welt	17
Mutters Welt	22
Die Kinderjahre	28
Die Grundschulzeit	30
Kriegsjahre	34
Die Schuljahre in Olpe	45
Jugendgruppen, Fahrten und Lager	49
Das Studium	56
Vikar in Brakel	64
Wieder in Paderborn	70
Die Anfänge in Reutlingen:	
»Über Wasser wandeln«	91
»Fundamentalkatechetik.	
Sprache und Erfahrung im Religionsunterricht«	110
Die Berufung nach Bonn	118
Religionsunterricht für alle	125
Die Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz	130
Abt Alkuin Heising	140
Das Dortmunder Gespräch	143
Die Funktion der Theologie in Kirche und Gesellschaft	154
Besuch bei Joseph Ratzinger	166
Die Stellungnahme Karl Rahners	172
Die »Fundamentalkatechetik« als Wende in der Religionspädagogik	177
»Priesterliche« Existenz?	189
Kirchenkritik	194

Evangelisch-katholische Zusammenarbeit	201
Die private Situation	204
Aufklärung und Widerstand	208
Das Menschenhaus	213
Kollegen und Freunde	217
Lehren und Lernen	227
Familie, Haus und Garten	232
Bebauungspläne und lokale Politik	235
Der Sprung in den Brunnen	239
Das dritte Auge	244
Die verdrängte Religionsgeschichte	247
Religionsunterricht in der Grundschule	255
Der Heimatverein für das Drolshagener Land	270
Wurzelwerk	276
Religionsunterricht in Sekundarschulen	278
Ein fundamentalistischer Arbeitskreis	293
Bauen und Wohnen im Sauerland	302
Die Bibel – Basis des Glaubens?	309
Mehr von der Familie	314
Welches Christentum?	322
Ägypten und die Christologie	329
Den eingeübten Lerngehorsam verabschieden	335
Jesus und Paulus: Zweierlei Evangelium	342
Der Autor und sein Verlag	348
Der Alleingang des Kardinal Meisner	353
Religionsunterricht nach dem Glaubensverlust	363
Die neuen »pastoralen Räume«	370
Lässt sich Theologie noch verkaufen?	377
Die Gesellschaft für eine Glaubensreform	382
Religiöse Sprachlehre	387
Die Bibel für kluge Kinder und ihre Eltern	395
Der Herr ist nicht im Himmel	401
»Nein, nein, es ist eine Kuh!«	407
Wir sterben und wissen nicht wohin	410

Vorwort

Freund, so du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehn,
Man muss aus einem Licht fort in das andre gehn.

Angelus Silesius

Alle Persönlichkeit, hat Schelling gesagt, ruht auf einem dunklen Grund, der allerdings auch Grund der Erkenntnis sein müsse. Seit den Tagen des Neandertalers, als er anfang seine Toten zu bestatten, geht es um diesen dunklen Grund. Sobald es die Sprachentwicklung ermöglichte, begann der Mensch »Gott« zu denken, um den dunklen Grund zu erhellen. Dieses Gott-Denken vollzog sich in der vorgeschichtlichen Höhlenmalerei, in den Steinsetzungen der Megalithkulturen, dem Tanz um den Totempfehl, in Platons Philosophie und Heisenbergs Gesprächen über den Teil und das Ganze. Doch einerlei welche Antworten gegeben und verworfen werden, aus all den Schatten und Bildern definitive Wahrheit zu gewinnen, führt den Menschen nicht aus dem Zirkel seiner eigenen Fragestellungen heraus: Der dunkle Grund ist nicht zu erhellen. In allem, was der Mensch tut und erkennt, begegnet er letztlich nur sich selbst.

In meiner Kindheit war »Gott« ein schützendes Geheimnis aber noch keine Frage. Zum Problem wurde er im Formelbestand der christlichen Tradition. »Religion ist ein System, das uns vor der Erfahrung Gottes bewahrt«, hat C. G. Jung behauptet. Wenn Gott für unzählige Millionen immer noch auf einem goldenen Thron sitzt, unsere Geschichte väterlich lenkt und die Absurditäten des Lebens im Ewigen Halleluja aufhebt, mag der Schweizer Religionsweise recht haben. Der Fundamentalismus der Katechismen lehrt einen Glauben, der Fragen und Zweifel abwehrt und eigenes Denken verhindert. Ohne dieses Denken, auch wenn es keine Gottesbeweise mehr stiftet, wird jeder Glaube peinlich.

Wer einmal begonnen hat, die Sprache der Religionen mit Metapher und Symbol zu verbinden, die Argumente der Religionskritik zu wägen, die historisch-kritische Bibelexegese ernst zu nehmen, steht vor Herausforderungen mit umstürzenden Konsequenzen. Was einst die Lehre vermittelte und die Kindheit prägte, zerfällt im Rückblick. Darum findet sich in dieser Autobiografie ein Leben beschrieben, das unvorbereitete Leser heftig irritieren, ihnen aber auch hilfreich sein kann. Zumindest konfrontiert es im Reflex meines eigenen Lebens mit Grundfragen theologischen Denkens, das den dunklen Grund zwar nicht aufhellt, aber auch nicht mit Trivialität zuschüttet.

Hubertus Halbfas

In Geschichten verstrickt

Meine hier erzählte Geschichte bindet ein Leben ein, das bereits in Geschichten verstrickt war, noch bevor es geboren wurde. Rückwärts gewandt zeigt es sich eingewoben in das Schicksal anderer und ist darum auch nur über andere zu gewinnen. Schon bei der Geburt erweist sich das eigene Leben als Übersetzung früherer Leben, von Eltern und Vorfahren als verborgene Mitgift oder auch als Last mit auf den Weg gegeben.

Mein Bewusstsein ist nicht unbeschränkter Herr der eigenen Lebensgeschichte. In und hinter allen Erinnerungen und Reflexionen steckt eine Mythobiografie, die den Lebenslauf treibt und mitbestimmt, ohne vordergründig erkennbar zu werden. Die Daten unserer Wachgeschichten müssen auf den sie tragenden Grund hin transparent werden, der äußere Raum und die äußere Zeit verbunden werden mit dem inneren Raum und der inneren Zeit, die keine objektive Präsenz haben, aber zur Lebenswurzel leiten, die eine Autobiografie kaum aufdecken, aber vielleicht ahnen lassen kann.

Die Vorfahren, soweit sich ihre verzweigende Spur über ein paar Jahrhunderte verfolgen lässt, waren im Drolshagener Land zu Hause, einer Grenzlage im kurkölnischen Sauerland. Die Geschichte des Ortes reicht bis zu Anno II. von Köln (um 1010–1075), dem die Gründung der Pfarrkirche zugesprochen wird, einer zunächst schlichten Saalkirche aus Feldsteinen, flachgedeckt und mit halbrunder Apsis. Während Erzbischof Anno in Köln bereits eine hoch entwickelte romanische Kirchenarchitektur schuf, die bis heute in St. Pantaleon, Groß St. Martin und St. Georg beeindruckend vor Augen steht, war in den Wäldern siebenzig Kilometer östlich des Rheins solche Baukultur unvorstellbar. Was hier gebaut wurde, folgte grob dem Augenmaß, kaum dem Lot.

Dies war auch um 1235 noch nicht anders, als das rheinische Grafenpaar, Heinrich III. von Sayn (um 1193–1247) und seine Gemahlin Mechtildis, in Drolshagen ein Zisterzienserinnenkloster gründeten. Mechtild (um 1203 – um 1291) stammte aus dem thüringischen Landgrafenhaus. Ihre Mutter war Jutta von Landsberg, Tochter des Landgrafen Ludwig III. von Thüringen (1151/52–1190); die heilige Elisabeth von Thüringen (1207–1231) ihre angeheiratete Cousine, wenngleich Mechtild um einige Jahre älter gewesen sein dürfte als die 1207 geborene Elisabeth. Mechtilds Vater Dietrich von Landsberg war Sachse aus dem Haus der Wettiner.

Die erstaunlich zahlreichen Stiftungen Mechtilds und Heinrichs III. von Sayn förderten überwiegend Zisterzienserklöster. Man darf allerdings nicht glauben, ihre frommen Werke seien ähnlich erfolgt, wie es Jesus wünschte, als er sagte, die linke Hand solle nicht wissen, was die rechte

tut. Klostergründungen mischten sich stets mit eigenen Interessen, strategischen und wirtschaftlichen, verbunden mit der nachhaltigen Sorge um das persönliche Seelenheil.

In Drolshagen hatte die Klostergründung einen umfassenden Umbau der Kirche zur Folge: Die Wände der Saalkirche wurden höher gezogen, der Raum gewölbt. Zwei Seitenschiffe lehnten sich in halber Höhe an, so dass ein basilikales Bauwerk entstand, das fortan als Pfarr- und Klosterkirche dienen sollte. Eine bäuerliche Gemeinde und Nonnen aus dem Landadel in die gemeinsame Nutzung dieser Kirche einzubinden, mochte anfangs gelingen, führte später aber zu jahrhundertelangen Streitigkeiten und Prozessen.

Die Erinnerung an die Gräfin Mechtild von Sayn ist über die Zeiten hin in Drolshagen lebendig geblieben. Ich wohne seit den Kindertagen in der nach ihr benannten Straße und wenn man diese zu Ende geht, kommt man zur Gräfin-Sayn-Schule. Das Nachbarhaus steht in der Tradition der alten *Curia*, welche schon die Stiftungsurkunde erwähnt. Hinter der Sayn'schen Stiftung brodelten von Anfang an Konflikte. Graf Heinrich III. von Sayn war selbstbewusst und streitbar. Im rheinischen Adel genoss er Respekt, als Domvogt von Köln besaß er Einfluss, bei Äbten und Bischöfen hatte er Rückhalt, zu dem bedeutenden Theologen Albertus Magnus (um 1200–1280) bestand ein vertrauensvolles Verhältnis, doch während er im vollen Leben stand, fand er die Aufmerksamkeit und Missbilligung des Konrad von Marburg (um 1180/90–1233), dem finsternen Beichtvater und Spiritual der Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Da die Sayner über Mechtild in Kontakt mit den Thüringern standen, dürften sich die Wege von Konrad und Heinrich III. von Sayn mehrfach gekreuzt haben.

Konrad von Marburg war von Papst Gregor IX. als erster Inquisitor für Deutschland eingesetzt worden. Er sah sich in diesem Amte jeder anderen Gerichtsbarkeit übergeordnet. Und damit der Schutz des wahren Glaubens nicht von Untersuchungen behindert und geschwächt würde, besaß er das Recht, ohne nähere Prüfung der jeweiligen Anschuldigungen auf Verdacht hin zu verurteilen. Ein einziger Ketzler rechtfertigte den Tod von 99 Unschuldigen, soll seine Maxime gewesen sein. Gestützt auf das Ansehen des Papstes, hatte Magister Konrad auch niemanden zu fürchten. König oder Bischöfe galten ihm so viel wie ein armer Laie. Nun aber beschuldigte der Inquisitor im Jahr 1233 Graf Heinrich III. von Sayn der Ketzerei: Bei nächtlichen Zusammenkünften solle dieser auf einem froschartigen Dämon oder Krebs geritten haben – *quem affirmabant equitasse in cancro* –, doch über die damit verbundenen Scheußlichkeiten könne er, Konrad, ohne Verletzung der guten Sitte nicht sprechen.

Was geschieht mit einer Gesellschaft, in der solche Dinge möglich sind? Hier nahm ein Konstrukt gefangen, das sich als Wahrheit verstand, aber stets argwöhnte, unterhöhlt zu werden, so dass überall Feinde, Ketzer genannt, vermutet wurden, die das System gefährdeten. Heinrich III. von Sayn erkannte, dass er auf den beschrittenen Rechtswegen keine Sicherheit mehr finden würde, und entschloss sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Als Magister Konrad auf der Rückreise vom Reichsgericht im Dom zu Mainz am 30. Juli 1233 Sayn'sches Gebiet streifte, brachten Heinrichs Lehnsleute ihn und seine Begleitung im Ebsdorfer Grund bei Beltershausen um. Der Königstag am 2. Februar 1234 in Frankfurt rehabilitierte Heinrich III. von Sayn. Die Mörder, sechs Berittene, u. a. Mitglieder des Adelsgeschlechtes von Dernbach, wurden nur milde bestraft, weil Konrad Schrecken über die Region gebracht und nach dem Empfinden der Menschen sein Schicksal verdient habe.

Die Trierer Chronik schrieb: »Der Graf von Sayn ward zu einer Mauer im Hause des Herrn, so dass eine unzeitgemäße und blinde Wut, die zwischen schuldig und unschuldig keinen Unterschied machte und, vom Bauer angefangen, Bischöfe und Fürsten, Mönche und Laien verketzern wollte, sich nicht weiter ausbreiten konnte.«

Die Klostergründung in Drolshagen durch Heinrich III. und Mechtild von Sayn erfolgte ein Jahr später. In den damit verbundenen Unterlagen findet der Ketzerprozess gegen den Stifter keinerlei Erwähnung. Aber war die Sache schon abgetan? Der Graf hatte den Inquisitor beseitigt und wieder Ruhe im Lande hergestellt, doch die hysterische Ketzermacherei war nicht aus der Geschichte verbannt und riss von Zeit zu Zeit neue Fronten auf.

In einer bäuerlich geprägten Gemeinde haben die Leute allerdings mit ihrem Lebensunterhalt genug zu tun, um keine eigene theologische Gedankenwelt zu entwickeln. Dem überlieferten Glauben treu zu sein, bedeutete nichts anderes als unter dem kölnischen Krummstab zu leben. Doch weil die allseits christliche Welt sich in lauter Grafschaften gliederte, die sich nachbarschaftlich misstrauten, verlieh der erzbischöfliche Landesfürst dem Kirchdorf Drolshagen im Jahr 1477 die Stadtrechte, damit es seine paar Dutzend Häuser mit Graben und Mauer sichere und das Kölner Territorium gegenüber den Grafschaften Berg und Mark besser sichere. Und nachdem zwei Generationen später just diese Nachbarn die Reformation ins Land ließen, rumorte tatsächlich der neue Glaube gleich hinter dem eigenen Kirchspiel. Das kurkölnische Sauerland wurde ein Bollwerk katholischer Tradition.

Offensichtlich blieben die Grenzen dicht. Über lange Zeit werden keine konfessionellen Feindberührungen gemeldet, doch zu einer Zeit, in der sich in Deutschland 1848 die Märzrevolution als erste bürgerlich-demokratische Freiheitsbewegung rührte, wurde in Drolshagen ein Konflikt ausgetragen, der alle Beteiligten überforderte. Erstmals hatte hier ein evangelischer Mann, Johann Dittmar, in einer Gerberei Anstellung gefunden. Er wird als »gut gelitten« geschildert. Seine evangelische Glaubens-treue hatte er nie verleugnet. Sonntag für Sonntag war er ins Oberbergische zum lutherischen Gottesdienst gelaufen, 90 Minuten hin, 90 Minuten zurück. Doch im Januar 1848 starb er, und sein Arbeitgeber meinte, es sei recht, ihn auf dem Friedhof in Drolshagen zu beerdigen. Nach Ansicht des Pfarrers schloss jedoch das kanonische Recht die Bestattung eines Nichtkatholiken auf einem katholischen Friedhof aus. Die Rückfrage bei der Bischöflichen Behörde in Paderborn blieb ohne Antwort, doch wusste der Pfarrer, dass eine preußische Verfügung die Beisetzung in Drolshagen erzwingen konnte. Dagegen machte er Störungen geltend, welche zu befürchten seien und die ihm vermutlich auch gar nicht unrecht waren, den evangelischen Pfarrer von Olpe aber veranlassten, für alle Fälle polizeilichen Schutz zu erbitten. Doch nun wollte die Gemeinde erst recht keine Beisetzung auf ihrem katholischen Friedhof: Der Schreiner weigerte sich, den Sarg zu machen, der Totengräber lehnte es ab, für den Toten das Grab auszuheben. Da blieb dem Landrat nichts übrig, als zwei Gendarmen aufzubieten, für eine ungestörte Beisetzung Sorge zu tragen.

Die Beerdigung erfolgte unter Teilnahme evangelischer Christen aus Olpe, zweifellos Leute, die in Drolshagen hinreichend Misstrauen fanden. Allerdings sorgten die Gendarmen dafür, »dass sich das aufgeregte Volk vom Kirchenhofe fern hielt« und die Drolshagener Emotionen sich zügelten. Doch als am späten Nachmittag der Pfarrer mit einem benachbarten Kollegen und dem Bürgermeister zusammensaß, meldete der Polizeidienner, der Sarg sei ausgegraben und fortgeschafft worden. Die Herren eilten zum Grab und fanden es tatsächlich leer. Die Spuren im Schnee führten zu einem nahe gelegenen Wäldchen. Dort lehnte der Sarg aufrecht an einer Fichte.

Der Eklat hatte ein Echo in der überregionalen Presse; die Obrigkeit ließ ihn untersuchen. Doch das vereinte Schweigen der Bevölkerung verwehrte jede Erkenntnis. Der Grabschänder wurde nie gefasst, aber die Konfessionsgrenze unüberwindlich. Wenn es in den folgenden Jahrzehnten in Drolshagen evangelische Christen gab, die dort starben, wurden diese im drei Fußstunden entfernten evangelischen Valbert bestattet, später in Olpe, nachdem dort ein evangelischer Friedhof entstanden war. In

Drolshagen begrub man selbst noch in meinen Kinderjahren ein evangelisches Kind »hinter der Hecke«, wo das Gerätehüschchen des Totengräbers stand und der Friedhof nicht geweiht war.

In der »Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe von 1842 bis 1946« wird berichtet: »Eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden Kirchen, gerade auch in den Dörfern des Drolshagener Landes, blieb erst der Zeit nach dem Zweiten Vatikanum vorbehalten. Bis dahin konnte es immer noch zu Unverständnis und Diskriminierungen den evangelischen Christen gegenüber kommen. Als im Jahre 1953 eine evangelische Frau in der kleinen Ortschaft Herpel bei Drolshagen starb, wünschte ihr Mann sie auf dem katholischen Friedhof in Schreibershof bestatten zu lassen. Der zuständige katholische Vikar Becker wollte diesem Begehren aber nur entsprechen, wenn die Beisetzung in der sogenannten ›Selbstmörderecke‹ stattfinden würde; eine Zumutung, die von dem hinterbliebenen Gatten selbstverständlich abgelehnt wurde. Die Leiche der Frau wurde dann, wie in vielen Fällen seit 100 Jahren, in das benachbarte evangelische Valbert überführt und zur letzten Ruhe gebettet. Mit dieser Begebenheit dürfte indes die Abfolge unschöner und belastender Ereignisse bei Beerdigungen, bei denen in irgendeiner Weise die Interessen der katholischen Kirche tangiert worden sind, abgeschlossen worden sein.«

Was für die Toten galt, galt auch unter den Lebenden. Oft wurde selbst ein Gruß verweigert, wenn man wusste, einen evangelischen Christen vor sich zu haben. Bei sowieso eingeschränktem Grenzverkehr war es undenkbar, im benachbarten Oberberg wie im Märkischen einen Ehepartner zu suchen. Drohte dennoch eine Mischehe oder wurde gar eine geschlossen – kaum denkbar vor Ende des 19. Jahrhunderts –, konnte selbst eine Mutter ihr eigenes Kind verstoßen: Dessen Tod schien eher hinnehmbar als ein lutherisches Schwiegerkind. Das Ketzergericht setzte sich in der eigenen Familie fort.

Ich kann die Frage nach mir selbst nicht von der Gemeinde und ihrer Geschichte lösen, in der ich meine bis heute wirksame Prägung gefunden habe. Immer wieder beschäftigen mich Gedanken, wo in den vergangenen tausend Jahren der Einfluss des christlichen Glaubens erkennbar wurde. Das Bemühen des Kölner Erzbischofs Anno, in den entfernten Wäldern östlich des Rheins Gemeinden und das Kloster Grafschaft zu gründen, schuf zwar eine kulturelle Anbindung, eine pfarrliche Struktur und wohl auch eine geistige Heimat. Die Gründung des Zisterzienserinnenklosters wird – solange es spirituelle Ausstrahlung hatte – wahrscheinlich auch die Menschen des Umfeldes sensibilisiert und gebildet haben, wenngleich es

darüber keinerlei Hinweise gibt. Aber wie tief ging der christliche Einfluss? War es nur ein Hauch, der die gesellschaftliche Entwicklung kaum überzog? Bis heute verwundert mich, dass nach Aufhebung der Klöster 1803 viele Bauern in Deutschland nichts eifriger zu tun hatten, als die Klosterkirchen wie Steinbrüche zu benutzen. In Drolshagen wurde 1763 der Dauerstreit zwischen Kloster und Gemeinde um die gemeinsame Kirche durch den Bau einer eigenen Klosterkirche beigelegt, aber bereits eine Generation später – nach Aufhebung des Klosters im Jahr 1803 – war von dieser neuen Kirche nichts mehr übrig. Welche Beschaffenheit und Dauer hat die geistige Substanz?

Es wird berichtet, dass knapp 100 Jahre nach der Klostergründung die Äbtissin nicht mehr mit ihren Nonnen zusammen essen wollte und eine eigene Küche führte, während die adligen Jungfern von ihrer Mitgift zu leben begannen. Dass Jesus Tischgemeinschaft verlangte statt Almosen, war dieser Zeit nicht einholbar. So wurde denn bald zwischen den Küchengütern der Äbtissin und den Höfen des Konvents unterschieden. Darüber hinaus drehten sich alle dokumentierten Vorgänge um Erwerb und Besitz, Pacht und Renten, Zehntrechte und Zehntgerichte. Während die bäuerliche Bevölkerung mehr schlecht als recht ihr Leben fristete, vermehrten die Zisterzienserinnen ihren Wohlstand durch Stiftungen und Zukauf. Kirche und Kloster bestimmten durch Autorität und Vermögen das Leben im Kirchspiel.

Auch die Register der Pfarrkirche handeln von Besitz und Einkünften, Stiftungen, Ablässen, Kirchengeschichte und Renovierungen. Die Bischöfe sind die Landesherrn; sie denken und handeln als Fürsten. Zugleich wird von Feuersbrünsten, Seuchen und Kriegen berichtet, zeitweilig von Hexen und Scheiterhaufen, doch nirgendwo taucht – auch nicht hintergründig – eine Ahnung des Evangeliums Jesu auf. Dieses Evangelium wirkt nicht als Störfaktor, der wirtschaftliches und politisches Denken korrigiert. Vielleicht wurden die Menschen in ihrem Denken und Handeln ja vom Symbol des geteilten Mantels oder dem Beispiel des Franz von Assisi oder der Elisabeth von Thüringen bestimmt, das ließe sich dann als wirksamer evangelischer Sauerteig verstehen, aber die überlieferte Alltagsgeschichte lässt nichts davon erkennen. Über die Zeiten hin ist von Gottesdiensten und Sakramentenempfang die Rede, vorzugsweise von Altären, Benefiziatgütern und Messstipendien, immer wieder von Stiftungen zugunsten des eigenen Seelenheils. Doch die Botschaft Jesu bleibt in diesen tausend Jahren ländlicher Geschichte als bewusstes Programm verborgen; man erkennt nicht, ob sie – vielleicht ein wenig? – den Untergrund bestimmte.

Dennoch wurde jeder, der hier im kurkölnischen Sauerland aufwuchs, mit allen Fasern seiner Seele in eine katholische Tradition eingebunden. Sie begann im Elternhaus, wenn auch im 20. Jahrhundert bereits in abgeflachten Bahnen. Ab dem siebten Lebensjahr bestand die sonntägliche Messpflicht. Die Kinder hatten kirchlichen und schulischen Religionsunterricht. Die meisten konnten ohne Gesangbuch die geläufigen Kirchenlieder mitsingen; bei Prozessionen gingen alle im schulischen Klassenverband mit. Wallfahrten hingegen bestimmten die Familientraditionen. Insgesamt wuchsen wir – fromm oder unfromm – im Gang des Kirchenjahrs in das katholische Milieu hinein, blieben jedoch gegenüber dem, was eine christliche Existenz für den Einzelnen besagen könnte, ohne Wahrnehmung – weniger aus kindlichem Ungenügen als aus der Einbindung in eine Traditionsgesellschaft, die ihre eigenen Abhängigkeiten nie reflektiert. Dabei bewirkt die katholische Sozialisation eine Prägung, die nichts wieder löschen kann, auch nicht ein Kirchenaustritt, der gewöhnlich die Auseinandersetzung mit dem abgelehnten Glauben eher intensiviert als dass er ihn tatsächlich los wird. Diese Erfahrung hat mir die Grimm'sche Sage vom Bauern und seinem Kobold deutlich vor Augen gestellt:

Ein Bauer war seines Kobolds ganz überdrüssig geworden, weil er allerlei Unfug anrichtete; doch mochte er es anfangen, wie er immer wollte, so konnte er ihn nicht wieder loswerden. Zuletzt ward er Rats, die Scheune anzustecken, wo der Kobold seinen Sitz hatte, und ihn zu verbrennen. Deswegen führte er erst all sein Stroh heraus, und bei dem letzten Karrn zündete er die Scheune an, nachdem er den Geist wohl versperrt hatte. Wie sie nun schon in voller Glut stand, sah sich der Bauer von ungefähr um, siehe! da saß der Kobold hinten auf dem Karrn und sprach: »Es war Zeit, dass wir herauskamen! Es war Zeit, dass wir herauskamen!« Musste also wieder umkehren und den Kobold behalten.

Ich habe zu keiner Zeit versucht, die Scheune aufzugeben oder gar anzuzünden. Dafür galt mir die Scheune zunächst noch als die Welt schlechthin. Ihren Zustand und ihre Bedeutung bewerteten in den ersten 30 Jahren meines Lebens ausschließlich die Drolshagener Pfarrer, anschließend die theologischen Lehrer. Sie war ein »Haus voll Glorie«. Später wollte ich wissen, ob die Scheune sich tatsächlich göttlicher Stiftung verdankt und heilsnotwendig ist. Die dafür einzuholenden Erkundungen haben mich weitere 30 Jahre beschäftigt. Davon werde ich in diesem Buch noch oft sprechen müssen.

Zunächst bestimmte meinen Welthorizont ein kirchlicher Katholizismus, der seine Maßstäbe von der Kanzel erhielt. Ob am Sonntag die Ernte

eingeholt werden durfte, gab der Pfarrer bekannt; auch ob in der Fasten- oder Adventszeit eine Hochzeit oder gar eine Tanzveranstaltung stattfinden durfte. Wer vor 1950 in Drolshagen aufwuchs, konnte sich dem Einfluss des je herrschenden Pfarrers nicht entziehen. Von 1799 bis 1952 haben nur fünf Männer diese Richtlinienkompetenz ausgeübt. Die Handschrift eines jeden hat das Gesicht der Gemeinde geprägt und sich in die Biografie selbst derer übertragen, die von den vorangegangenen Generationen und ihren Lebensmustern nichts mehr wussten, gleichwohl ihren Fernwirkungen unterlagen. Das Selbstverständnis dieser Pfarrherren war davon geprägt – wie Friedrich Wilhelm Grimme (1827–1887) schrieb –, dass es »die höchste Glorie eines sauerländischen Hauses war, wenn aus ihm ein ›Heer Sohn‹, ein ›Heer Ohm‹, ein ›Heer Vedder‹, d. i. ein geistlicher Sohn, Oheim, Vetter hervorging. Die Mütter weinten Freudentränen, wenn sie für den Jungen packen durften, der auszog, um ›auf Herr‹ zu studieren«. Darum kann Drolshagen an die 250 Namen auflisten, die zum geistlichen Beruf (jeglicher Art) drängten. Im Sog dieser Geschichte habe auch ich gestanden.

Die Pfarrer dieser anderthalb Jahrhunderte waren alles andere als weltfremd. Der erste wollte den Kindern nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion beibringen, sondern zum Kopf sollte die Hand kommen: Die Mädchen sollten Stricken, Nähen und Spinnen lernen, auch den Anbau von Küchenkräutern und Heilpflanzen. Dafür brauchten die Schulen Gärten. Die Jungen sollten darin das Okulieren von Obstbäumen erlernen, aber auch Korbflechten und das Schnitzen von Löffeln und Gabeln.

Der Nachfolger inszenierte die erste Volksmission. Da die Gemeinde aus kleinen Bauern, Tagelöhnern und Handwerkern bestand, suchten viele in ihrer Armut Zuflucht im Branntwein. Der Pastor gründete eine Mäßigungsbruderschaft und kämpfte gegen die Winkelkneipen an. Da er sah, dass die traditionellen Ackerbaumethoden nicht mehr ausreichten, dass in der Viehhaltung neue Einkreuzungen dringlich waren, empfahl er die Einführung von Zuchtbullen der Birkenfelder-Rasse, die Beschaffung besseren Saatguts, die Verbesserung der Waldwirtschaft. Zur Förderung des Leistungswillens veranstaltete er ein Tierschau- und Erntefest, das immer noch stattfindet.

Sein Nachfolger stand ihm an Realitätssinn und Kreativität nicht nach: Er gründete unter Mühen ein Krankenhaus, sorgte sich um den Zuzug eines Arztes, schaffte mit einer Zigarrenfabrik neue Arbeitsplätze, bemühte sich um eine Darlehnskasse, einen Rindviehversicherungsverein, Wiesen- und Waldgenossenschaften sowie eine Konsumgenossenschaft. Das alles verschaffte ihm unbegrenzte Autorität.

Der nächste Pfarrer, nun im 20. Jahrhundert angekommen, beschränkte sich mehr auf die Kirche als seine Vorgänger, auf Orgel und Altäre, Dorfkapellen und Volksmissionen. Er gründete die »Montagskonferenz« der Lehrerinnen des Kirchspiels.

Der letzte dieser Reihe war nicht minder respektgebietend, autoritär wie alle seine Vorgänger, auch während der NS-Zeit absoluter Herr in der Gemeinde. Allerdings hatte kein einziger dieser Pfarrherrn theologisches Format und erst recht kein exegetisches Wissen. Während sich die Menschen im Gang der Zeit veränderten, bewahrten Gottesdienste, Gebete, Lieder und Brauchtumsformen ihre traditionelle Gestalt. Darüber ist der sonntägliche Kirchenbesuch, der einmal hundertprozentig gewesen sein mag, in den letzten Jahrzehnten beständig gesunken; er liegt derzeit bei 23 Prozent. Die zwei jüngsten Generationen haben ihre Bindung an das sakramentale Leben weitgehend verloren. Obwohl seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil keine Messe mehr stattfindet, ohne dass die Anwesenden Bankreihe für Bankreihe zum Kommunionempfang gehen, befindet sich die bisherige Frömmigkeit im Schwinden. Die Gemeinde funktioniert weiter mit volksfrommer Folklore. Nach tausend Jahren wird sie bald keinen eigenen Pfarrer mehr haben. Die Aufgabe, priesterlose Verhältnisse in die eigene Zuständigkeit zu übernehmen, wird seitens der Bistümer nicht eingeübt und vom Kirchenvolk nicht gesucht. Ein fundamentaler Traditionsschnitt ist zu erwarten.

Der Rückblick auf die eigene Gemeinde lässt bei allen lokalen Besonderheiten dennoch eine Prägung erkennen, die nicht allein für Drolshagen gilt. Die erfahrene Kirchlichkeit ist katholisch bestimmt; sie kann auch in Bayern oder im Eichsfeld erfahren werden – volksskirchlich, von jahreszeitlichem Brauchtum, Marien- und Heiligenverehrung durchdrungen, aber ohne prophetisches und jesuanisches Profil.

Vaters Welt

Meine väterliche Abstammungslinie führt in die Dörfer des Drolshager Landes, keiner dieser Vorfahren hatte seinen Wohnsitz in Drolshagen selbst. Sie waren kleine Landwirte, Bauern mit etwas Feld und Wald, durchweg in ärmlichen Verhältnissen. Der Stammbaum Halbfas führt bis zu Jacob, geboren um 1630. Er scheint der erste zu sein, der das Klostergut Kalbesnacken übernahm, das den Zisterzienserinnen in Drolshagen gehörte. Als Pacht wurde 1635 notiert 1 ½ Goldgulden, ½ Orth und 19 ½

Stüber, wie immer man diese Angaben zur damaligen Zeit bewerten mag. Sein Sohn Cornelius wurde um 1660 geboren, in Attendorn getauft und bestattet in Drolshagen. Als das Kloster 1803 aufgelöst wurde, haben die Pächter bei Übernahme ihrer Betriebe erheblichen Gewinn gemacht, weil den Nonnen die wirtschaftliche Kontrolle ihrer Besitzungen abhandengekommen war. Dennoch hat der Hof Kalberschnacke nur den jeweiligen Erben und dessen Familie getragen; die weiteren Geschwister mussten sich ihr eigenes Auskommen suchen – was nie weit führte, weil sich in den benachbarten Dörfern, etwa durch Einheirat, Möglichkeiten der Existenzsicherung boten. Immerhin war Gut Kalberschnacke im 19. Jahrhundert wohlhabend genug, um den Söhnen eine solide berufliche Bildung zu ermöglichen, was diese zu nutzen wussten. Johann Adam Halbfas (1795–1879) war von 1825 bis 1861 Bürgermeister von Olpe, sein Sohn Hermann (1829–1879) folgte ihm im gleichen Amt von 1861 bis 1879. Ein weiterer Sohn, Vincent (1832–1897), wurde Franziskaner in Paderborn und leitete als Provinzial die erste Franziskaner-Provinz in den Vereinigten Staaten in St. Louis.

Meine Großeltern, Adam Halbfas und Maria Gothe, besaßen eine kleine Landwirtschaft in Germinghausen, Gemeinde Drolshagen Land. Sie hatten zehn Kinder, vier Söhne und sechs Töchter. Mein Vater Ernst Halbfas (1893–1982) war der zweite in dieser Reihe. Der Älteste blieb auf dem Hof, der ihn und seine Familie jedoch nicht ausreichend ernährte. Als Maurer musste er ergänzen, was die Landwirtschaft nicht eintrug. Vier seiner Schwestern wechselten mit ihrer Heirat in andere Bauernhäuser. Für alle war strenge körperliche Arbeit selbstverständlich und nie infrage gestellt – bis auf meinen Vater, der bereits in den Kinderjahren nicht übersehen ließ, dass er zwei linke Hände hatte, die zu praktischer Arbeit, geschweige denn einem Handwerk, nicht taugten. So fiel den Eltern ein, ihn bei der Behörde unterzubringen: Er »kam aufs Amt«, genauer gesagt in die Lehre bei Hubert Schlösser, Rendant der Stadt Drolshagen; heute würde er wohl als Kämmerer bezeichnet. Von Germinghausen nach Drolshagen, etwa fünf Kilometer entfernt, war der tägliche Berufsweg, einmal hin, einmal zurück. Nach dem frühen Tod seines Chefs wurde Vater Ernst dessen Nachfolger als Rentmeister der Gemeinde Drolshagen Stadt und Drolshagen Land.

Von der Kindheit meines Vaters weiß ich nicht viel. Bis zum Beginn der Schulzeit sprach er – wie alle um ihn herum – ausschließlich Plattdeutsch. Erst die Schule vermittelte im Lese- und Schreibunterricht die hochdeutsche Sprache. Statt in dieser Zweisprachigkeit einen Gewinn zu sehen, war es verbreitet, damit schulische Nachteile zu verbinden. Zeitlebens ist es für

meinen Vater jedoch selbstverständlich geliebt, auch im dienstlichen Umgang mit der Bevölkerung plattdeutsch zu sprechen.

Im Ersten Weltkrieg war mein Vater Soldat; irgendwo gekämpft hat er nicht. Seine Erinnerungen an diese Zeit dokumentieren Fotos und Postkarten, die er in einem Album festhielt. Die meisten Bilder berichten von seinem Aufenthalt in Mazedonien, in oder um Skopje herum. Wie sich das politisch kurz nach dem Schwinden der osmanischen Herrschaft darstellte, weiß ich nicht. In Erinnerung ist mir, dass er dort einem Offizier der Wehrmacht als »Bursche« diente. Uns Kindern erzählte er gerne eine Geschichte, deren Auflösung er unserer Intelligenz überließ: Einmal musste er mit einem Auftrag in eine einsame Gegend. Als er eine Höhe erreichte, sah er dort zwei Löwen miteinander kämpfen. Sie waren so in ihren Streit verbissen, dass sie den Wanderer nicht bemerkten. Als dieser am nächsten Tag denselben Weg zurückkehrte, fand er an der Kampfstätte nur noch die Schwänze der beiden Löwen.

Vaters beruflichen Weg kann ich nicht nachverfolgen. Ich weiß nur, dass er zwischenzeitlich in Schildesche bei Bielefeld tätig war. Wahrscheinlich hat er sich 1926 nach dem unerwarteten Tod des Rendanten Hubert Schlösser auf dessen Stelle beworben und ist nach Drolshagen zurückgekehrt. Er hat erst spät, mit 39 Jahren, geheiratet und wurde damit posthum der Schwiegersohn seines Lehrmeisters.

Da die Beamten jener Zeit am Mittwoch- und Samstagnachmittag arbeitsfrei hatten, besuchte er auf kurzen wie langen Fußwegen sehr oft seine Geschwister, die mit einer Ausnahme alle im Lande geblieben waren. Auch wenn unsere Besuche in den 30er- und 40er-Jahren meiner Kindheit stattfanden, erschlossen sie doch Verhältnisse, die mir eine Vorstellung früherer Generationen und sogar Jahrhunderte gaben.

Damals führte in viele der Drolshagener Dörfer noch keine ausgebaute Straße. Die Wege waren schlecht und oft aufgeweicht. Die hohen Räder der Pferdewagen hatten tiefe Geleise eingegraben, in denen fast immer lehmiges Wasser stand. Wenn wir Tante Anna in Siebringhausen besuchten, eine knappe halbe Stunde Wegs von Drolshagen entfernt, gab es bei Regenwetter rund um den Hof keinen Fleck, auf dem nicht der Schuh im Matsch versunken wäre.

Dennoch lagen die Dörfer in eine frische Landschaft eingebettet. Die Vereinzelnung der kleinen Ortschaften und Wohnplätze sicherte ein abgeschiedenes stilles Leben. Schwarz-weißes Fachwerk bestimmte das Ortsbild. Bei stattlicheren Häusern flankierten oft zwei Linden den Eingangsbereich; ansonsten gab es neben dem Hausgarten gewöhnlich noch einen Hofbereich mit ein paar Obstbäumen. Die letzten strohgedeckten Dächer

verschwanden gerade in jenen Jahren, zweifellos unter Förderung der Westfälischen Provinzialversicherung. Eines dieser Häuser datierte noch von 1622, den frühen Jahren des Dreißigjährigen Krieges.

Zunächst gab es (fast) keine Motoren, keine landwirtschaftlichen Maschinen, welche die Stille hätten stören können. Nur die eisenbereiften Pferdewagen rumpelten daher, Hähne krächten, Hühner gackerten, Hunde bellten. Zur Erntezeit klang Abend für Abend das Dengeln der Sensen durchs Dorf.

Das Leben in den Häusern war fast wie in den Jahrhunderten zuvor. Es gab noch Dörfer ohne Wasserleitung. Man holte das Wasser aus dem Pütz im Keller oder neben dem Haus, und nicht immer waren die Spuren der Viehhaltung vom Wasser abzuhalten. In der Küche auf der Wasserbank standen zwei Eimer und eine Schüssel zum Waschen. Erst spät rüsteten sich die Häuser mit einem Spülstein aus. Solange er fehlte, wurde das benutzte Wasser zum Fenster hinaus geschüttet, das Spülwasser und alle Speisereste bekam das Vieh. Elektrizität kam erst in den 20er-Jahren in die Dörfer. Bis dahin gaben Karbid- und Petroleumlampen ihr spärliches Licht. Der Stall wurde früh versorgt. Er war oft gleich von der Küche aus erreichbar oder nur durch einen knappen Zwischenraum vom Wohnbereich getrennt. Das führte zu einer Fliegenplage, der nicht Herr zu werden war. Die Wand über dem Herd war oft schwarz von Fliegen. Über dem Tisch hingen klebrige Streifen mit lauter toten Tieren. Auch der gedeckte Tisch war von Fliegen nicht frei zu halten.

Toiletten fehlten in den meisten Bauernhäusern. Außen angebaut oder im Obsthof befand sich ein winziges Häuschen mit grober Holztür. Statt einer Schüssel aus Porzellan eine Holzbank mit Loch, das mit einem Deckel zugedeckt werden konnte. Geschnittenes Zeitungspapier war an einem Nagel aufgespießt. Wenn die Witterung so schlecht war, dass man das Haus nicht verlassen mochte und der Weg zur Toilette durch den aufgeweichten Hof führte, konnte man für ein kleines Geschäft auch in den Stall gehen, hinter die Kühe.

Der Stall war eng und niedrig. Meine Erinnerung lässt mich in Germinghausen drei, vier Kühe zählen, dazu einen Ochsen. Zwei Schweine werden pro Jahr wohl üblicherweise herangefüttert worden sein. Natürlich gab es Hühner, einen Hahn, oft noch einen Kaninchenstall, auch Hund und Katze. Auf den Höfen der verheirateten Tanten stand ein Pferd im Stall. Das verlieh mehr Ansehen.

Das Leben in den Dörfern bestimmten feste Bräuche und Erwartungen, es lässt sich aber nicht für jedes Dorf nach dem gleichen Muster beschreiben. Um mit dem Neujahr in Essinghausen zu beginnen: Bis elf Uhr

hockten die Jungen am Silvesterabend zusammen und spielten Skat, um Mitternacht trafen sie sich an der Kapelle, schossen Böller ab und läuteten das Glöckchen. Ausschließlich sangen die Jungen und Männer nach Heinrich Bone »Das alte Jahr verflossen ist«, dann zogen sie von Haus zu Haus, um allen im Dorf das neue Jahr anzusingen. Hinterher gab es, noch tief in der Nacht, den ersten Kaffeetisch bei einem der Dorfmädchen im jährlichen Wechsel. Nach dem Hochamt am Neujahrstag wurde in einem Drolshagener Gasthof das Geld verzehrt und vertrunken, das man beim Neujahrssingen bekommen hatte – wahrscheinlich auch einiges darüber hinaus – aber um 15 Uhr waren alle zur Andacht in der Dorfkapelle zurück. Diese Ordnung zu ignorieren, hätte häuslichen Unfrieden gebracht. Die Nachmittagsandacht an den Sonntagen das Jahr hindurch konnte ebenfalls nicht geschwänzt werden. Alle gingen hin.

Zu Fastnacht verkleideten sich die Kinder. Die älteren Burschen feierten in einem Gasthaus zwei Täler weiter. Danach begann die »geschlossene Zeit«: Musik und Tanz waren für die Fastenwochen untersagt, natürlich auch Hochzeiten; erst nach Ostern konnten Feste und Feiern wieder stattfinden. Von Gründonnerstag bis Karsamstag gingen die älteren Kinder mit hölzernen Klappern durchs Dorf. Die jüngeren suchten am Ostermorgen bunte Eier; bis zu sieben, acht Jahren »glaubten« sie an den Osterhasen. Das Mannsvolk aber zog nach Mittag, ledig wie verheiratet, zum gemeinsamen Bau des Osterfeuers. Am Abend, zum Abbrennen des Feuers, versammelte sich die Dorfgemeinschaft und sang Kirchenlieder aus dem »Sursum corda«, dem Paderborner Diözesangesangbuch. Volkslieder galten am Osterfeuer als zu profan.

Der Höhepunkt des Jahres verband die nördlichen Drolshagener Dörfer miteinander. Der »Ümmegang« zu Maria Heimsuchung am 2. Juli, eine große Prozession, die viele Dörfer miteinander verband, sagte sich bereits drei Wochen vorher an. Von da an fädelten die Mädchen Blumen auf. Bis zehn Uhr abends dauerte dieses »Buntmachen«, danach kamen Mund- und Ziehharmonika zu ihrem Recht: Stühle und Tische wurden weggeräumt, der Tanz begann. Und natürlich mussten die Mädchen von den Jungen hinterher nach Hause gebracht werden ... ein von allen genossener Weg.

Dieser Ümmegang, hochdeutsch »Umgang«, steigerte die Jahresfeste: »Weihnachten, Ostern, Ümmegang«. Die auswärts lebenden Verwandten trafen oft schon am Vorabend ein; dann war das Haus voll. Aufwändige Pforten aus Tannengrün schmückten das Dorf. Wer gut zu Fuß war, begann den Weg bereits sehr früh am Morgen bei der Kapelle in Sendschotten und machte den vollen Rundgang über alle Dörfer mit. Hungrig kam

er schließlich nach Hause zurück. Dort erwartete alle ein großes Festessen und später eine ausgedehnte Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen.

Im Herbst kamen viele Drolshagener, um Fallobst zu holen. Essinghausen war obstreich, vielleicht das obstreichste Dorf im Kirchspiel. Und dann begann die Winterzeit. »D'r Kloos klingelte drei Wiäken vüer siener Tied vüer d'n Stuawenfinstern un luerte bie jäidem artigen un unartigen Kinge. – Dürch d'n verschniggeten Winterwald kom et Christkingeken, un jäiden un jäiden Owend, wann imme Westen d'r Hiemmel arig rout wor, bok et Kauken fürr uns un Spekelatien. Fürr uns Blaan.«

Mutters Welt

Die Welt meiner Mutter, Alwine Schlösser (1900–1960), sah anders aus. Sie wurde in Drolshagen geboren, wie auch ihre Vorfahren über Jahrhunderte in Drolshagen zu Hause waren. Während mein Vater erst in der Schule hochdeutsch sprechen lernte, hat meine Mutter nie Platt sprechen können. Zwar waren ihre Eltern ebenfalls von Kindheit an darin aufgewachsen, gaben diese Sprache aber bereits nicht mehr an die eigenen Kinder weiter. Offensichtlich galt ihnen das Plattdeutsche nicht mehr vornehm oder gebildet genug.

Wie die Halbfas in Germinghausen hatten auch Hubert Schlösser und seine Frau Paula zehn Kinder. Die Familie des benachbarten Bürgermeisters zählte 14 Kinder und noch einmal daneben die Postmeisterfamilie mit weiteren 12 Kindern. Drei Familien mit 36 Kindern, die sich freilich auf gut zwei Jahrzehnte verteilten.

Die voraufgegangenen Generationen der Schlösser'schen Seite waren durchweg bürgerlich situiert. Im Kirchenbuch finden sich bei den Eheschließungen die Berufsbezeichnungen Lederfabrikant, Fuhrunternehmer, Kirchenprovisor, Steuerinspektor, Amtsrentmeister ... Gemessen an der Drolshagener Sozialstruktur waren das eher wohlhabende Leute. Hubert und Paula Schlösser hatten 1904 ein stattliches Haus im Stil der Gründerzeit gebaut mit hohen Räumen und viel Platz auf drei Etagen. Auch hier wurde noch eine kleine Landwirtschaft nebenher betrieben; im Stall standen zwei Kühe, zwei Schweine wurden ebenfalls gefüttert. Und das blieb so bis zum Beginn der 50er-Jahre. Meine eigene Kindheit war von frühauf noch in den Ablauf der Jahreszeiten in Feld und Garten einbezogen. Dennoch lebten die Schlössers nicht in engen Verhältnissen. Die Wohnung war bürgerlich, Jagdtrophäen an den Wänden, daneben ein

gerahmtes Foto: »Zum Andenken an 14 fröhliche Jagdtage« mit den Honoratioren der Gesellschaft. Feste und Feiern, auch das Wirtshaus waren keine Fremdwörter.

Meinen Großvater Hubert Schlösser (1868–1926) habe ich nicht gekannt. Er starb mit 58 Jahren an einer Lungenentzündung. Auch Großvater Adam Halbfas (1857–1937) ist eine nur schwache Erinnerung: Er frühstückte sonntags nach dem Hochamt bei uns und schenkte mir einmal zehn Pfennige. Die trug ich in den folgenden Stunden mit mir herum – um sie dann in einer Baugrube, in der Grundwasser stand, zu verlieren. Ich fand kein Verständnis für meine Erwartung, dass man die Baugrube nun leer pumpen müsse. Meine Großmutter Paula Schlösser geb. Schürholz (1872–1952) war die volle Kinder- und Jugendzeit hindurch präsent. In den ersten Kinderjahren wohnten wir noch in ihrem Haus, später, als der Krieg zu großen Einschränkungen in der Ernährung führte, habe ich abends an ihrem Tisch gegessen, weil ihn Garten, Feld und Stall hier reichlicher deckten als den im Elternhaus.

Paula Schlösser war selbst in einem Drolshagener Bauernhaus groß geworden. Was immer mit Wald und Feld zu tun hatte, war ihr vertraut. Natürlich brauchte sie Hilfe, wenn gemäht werden musste, das Heu zu wenden und einzuholen war, der Roggen reifte, die Kartoffelernte anstand. Soweit nicht die eigene Familie diese Arbeiten erledigte, wurden zusätzliche Helfer engagiert. Wenn sie mit deren Arbeit nicht zufrieden war, konnte sie mit den Männern ziemlich brüsk umgehen. Sie war eine energische Frau. Mit meinem Vater soll sie einmal eine Wette abgeschlossen haben, es ihm im Rauchen einer Zigarre gleichzutun zu können. Das entspricht dem Bild, das ich von ihr habe: nie zimperlich, resolut, zupackend. Ich sehe sie in meiner Erinnerung beim Kartoffelschälen, beim Pflanzen und Jäten im Garten, immer wieder beim Stricken, aber auch, wie es ihr in den späten Lebensjahren schwer fiel, den kurzen, aber ansteigenden Weg zu unserem Haus in der Gräfin-Sayn-Straße zu gehen.

Ich war das älteste ihrer Enkelkinder und habe gewiss mehr Zeit als alle später Geborenen mit ihr verbracht. Oft hat sie von vergangenen Verhältnissen in Drolshagen erzählt, wie sie aussahen und sich gewandelt haben. Sie wusste viel von Verwandten und Bekannten und lange vergangenen Ereignissen. Leider war ich damals zu jung, um aufzuschreiben, was sie erzählte, kann mich aber erinnern, dass es mich in meinen jungen Jahren sehr interessiert hat. Nun ist dieses Wissen für immer verloren. Andererseits haben ihre Erzählungen das Interesse an der örtlichen Geschichte gefördert, so dass ich bereits als Schüler sammelte und notierte, was über Vorfahren und die Drolshagener Geschichte zu erreichen war.

Unter den Namen, von denen meine Großmutter öfter sprach, war der Bürgermeister Carl Stachelscheid (1804–1859), Bruder meines Ururgroßvaters Gustav Stachelscheid (1800–1870). Von diesem Vorfahr habe ich sie jedoch nie erzählen hören, obwohl gerade er hinreichenden Gesprächsstoff für Drolshagen geboten haben könnte. Denn Heinrich Gustav Stachelscheid heiratete am 7. April 1831 die 21-jährige Anna Karolina Nockenber aus Hasslinghausen in der evangelischen Pfarrkirche zu Schwelm. Im Kirchenbuch wird das Bekenntnis des Bräutigams ebenso wie das Bekenntnis der Braut als evangelisch angegeben. Dieser Vorgang, wäre er in Drolshagen bekannt geworden, müsste Aufregung und endlosen Klatsch ausgelöst haben. Gustav Stachelscheid war laut Preußischem Staatskalender Districts-Steuercontrolleur des Kreises Meschede, dann des Kreises Olpe und später noch zusätzlich der Gemeinden Freudenberg und Hilchenbach im Kreise Siegen. Er war der Sohn des Bürgermeisters Ambrosius Stachelscheid (1770–1824), dem sein Bruder Carl bereits im Alter von 20 Jahren im Amt folgte. Während dessen Amtszeit fiel Drolshagen 1838 einem Totalbrand zum Opfer, hatte unter Carl Stachelscheid jedoch einen Bürgermeister, der Drolshagen mit Umsicht wieder aufzubauen verstand.

Einzufügen ist hier, dass die Ehe des Gustav Stachelscheid mit Anna Karolina Nockenber bereits dessen zweite evangelische Eheschließung war. Zunächst war er mit deren Schwester Maria Katharina Nockenber verheiratet. Nach deren frühem Tod heiratete er Anna Karolina. Doch wenn Gustav nun schon evangelisch heiratete, warum wurde er selbst evangelisch? Weil die Schwiegereltern Nockenber einen katholischen Schwiegersohn nicht akzeptierten und entsprechende Bedingungen stellten? Jedenfalls heiratet der Einunddreißigjährige nun die Einundzwanzigjährige. Was konnte ihn zu einer Konversion bewegen, zumal wenn er sich beruflich gar nicht in einem evangelischen Raum aufhielt, sondern im erzkatholischen kurkölnischen Sauerland? Oder ist er gar nicht mit einem formalen Akt konvertiert? Eine Vermutung, dass Gustav in Drolshagen seine evangelische Heirat verschwiegen haben könnte, liegt nahe, dennoch verzeichnet das Kirchenbuch in Drolshagen diesen Vorgang. Haben die Honoratioren der Gemeinde im Verbund mit dem Pfarrer die peinliche Angelegenheit stillschweigend unter sich gelöst? Als Karolina mit erst 38 Jahren im September 1848 starb, lag der Skandal um die Beerdigung des evangelischen Gerbergesellen Johann Dittmar auf dem Friedhof in Drolshagen erst acht Monate zurück. Kein Wunder, dass nun im Kirchenbuch vermerkt wird, Karolina sei »auf dem Sterbebett zur katholischen Kirche übergetreten«. Das lässt vermuten, dass Gustav Stachel-

scheid in Drolshagen seine angestammte Kirchlichkeit wieder hergestellt hatte und sich nun kurz vor dem Tod seiner Frau beeilte, die drohende nächste, wohl noch gesteigerte Peinlichkeit zu vermeiden, um den Fall Dittmar nicht zu übertreffen.

Aber vielleicht hat meine Großmutter von diesen Vorgängen auch gar nichts erzählen können, weil diese von Anfang an unter der Hand gehalten wurden. Ihre Veröffentlichung kann ebenso wenig im Interesse des Pastors gelegen haben, wie es das Interesse des Gustav Stachelscheid und seiner Frau war, mit diesem Ablehnung provozierenden Thema verbunden zu werden. Man war halt in Drolshagen katholisch. Es nicht zu sein, rückte unverzüglich aus der Gesellschaft heraus.

Eine plattdeutsche Anekdote in einer Schrift von 1915 mag das Bild meines Ururgroßvaters ergänzen: Erzählt wird, dass sich Gustav Stachelscheid der Verbindung seiner Tochter aus erster Ehe, Maria Ottilie, mit einem Drolshagener in den Weg stellte: Trappen Oswald friggete amne Stüers siner Tochter. Dat wull dei Vatter nit hän. »Worümme gits de diam guden Jungen dat Miaken nit?« froot ian sein Nower. – »Jo, en Schop is ouk en gudd Dier!« (Trappen Oswald freite an der Tochter vom Steuers. Das wollte der Vater nicht zulassen. »Warum gibst du dem guten Jungen das Mädchen nicht?«, fragte ihn sein Nachbar. »Ja, ein Schaf ist auch ein gutes Tier.«

Meine Mutter, Alwine Schlösser, war das zweite Kind in einer Reihe von sieben Brüdern und weiteren zwei Schwestern. Nach ihrer Grundschulzeit in Drolshagen besuchte sie die Höhere Mädchenschule in Olpe. Diese war 1870 von den dortigen Franziskanerinnen gegründet, sechs Jahre später im Kulturkampf geschlossen und 1893 wieder eröffnet worden. Ab August 1914 stehen die Zeugnisse unter dem Titel »Lyzeum«, ab 1918 sagen sie »Oberlyzeum (Frauenshule)«. Die Olper Schulzeit meiner Mutter endete im März 1921 mit einem Zeugnis über die Befähigung als Hauswirtschaftslehrerin. Ein paar Jahre vorher schenkte ihr mein Großvater ein in Leder gebundenes Poesiealbum: »Seiner lieben Tochter Alwine zum Namensfeste gewidmet im Kriegsjahr 1917 von Deinem Vater Hubert Schloesser.« In Poesiealben tauschten zu dieser Zeit »höhere Töchter« Sinnsprüche und Wünsche für ihr weiteres Leben aus, ein nachwirkender Brauch, der im 19. Jahrhundert seinen gesellschaftlichen Höhepunkt hatte. Die Eintragungen aus den Jahren von 1917 bis etwa 1927 imponieren in ihrer korrekten Sütterlinschrift: schräge Buchstaben mit großen Unter- und Oberlängen, zum Teil noch mit unterschiedlich starken Auf- und Abstrichen. Dahinter ist die Mühe eines mit viel Disziplin erlernten »Schönschreibens« unübersehbar. Die Schriften gegen Ende der

20er-Jahre verlieren im gleichen Album ihre gedrillte Disziplin und werden deutlich nachlässiger.

Im Anschluss an die Schulzeit verbrachte meine Mutter einen »Heubergsommer in Haus 18« auf der Schwäbischen Alb, nicht weit von Spaichingen. Hier hatte im April 1921 Elisabeth von Thadden (1890–1944) aus pommerschem Adelsgeschlecht die Stelle einer Erziehungsleiterin im Kinderdorf Heuberg übernommen, einer Erholungsstätte, die nur einige Monate im Jahr in Betrieb war. Sie hatte zuvor in der seit 1920 bestehenden Schule Schloss Salem hospitiert, um die Arbeit eines Landerziehungsheimes kennen zu lernen, dessen Konzept sie in einer eigenen Schulgründung realisieren wollte. Sie schrieb meiner Mutter zum Abschied ins Poesiealbum: »Gedenke zu leben! Dein Leben ist kein stiller Traum, sondern eine ernste Wirklichkeit. Es ist Dein! Es ist Alles, womit Du der Ewigkeit entgetreten kannst. Wirke denn wie ein Stern ohne Hast, ohne Rast. So weiter, wie auf dem Heuberg, Ihre Elisabeth von Thadden. Heuberg 1922.«

Diese Sätze können auch ihr weiteres Lebensschicksal beschreiben. Ein paar Jahre später, zu Ostern 1927, eröffnete Elisabeth von Thadden das leerstehende Wieblingen Schloss in der Nähe von Heidelberg als Evangelisches Landerziehungsheim. Nachdem die Nationalsozialisten 1941 alle konfessionellen Privatschulen verstaatlicht hatten, fand sie keine weitere berufliche Stellung, die ihren Fähigkeiten entsprochen hätte. Sie wurde als DRK-Schwesternhelferin eingesetzt, engagierte sich sporadisch bei der Fluchthilfe für Verfolgte, hielt Kontakt zu Exilanten und unterstützte Untergetauchte mit Lebensmittelkarten, bis sie 1943 denunziert, verhaftet und im Juli 1944 vom Volksgerichtshof unter dessen Präsidenten Roland Freisler zum Tode verurteilt und am 8. September in Berlin-Plötzensee enthauptet wurde. Sie selbst beschrieb ihre Gefangenschaft und ihre Rolle im Widerstand am Tag ihrer Hinrichtung gegenüber dem Gefängnispfarrer Ohm wie folgt: »Ich wurde in Meaux in Frankreich um 8 Uhr morgens festgenommen. Im Auto wurde ich von Meaux nach Paris gebracht, dort verhört von morgens 9 bis abends um 6 Uhr, nach 1 Stunde Abendbrotzeit. Fortsetzung des Verhörs während der ganzen Nacht. Im Laufe des nächsten Tages wurde die Verhaftung ausgesprochen. Es bestand mehrfach Fluchtmöglichkeit, von dieser habe ich bewusst keinen Gebrauch gemacht, um meinen Bruder nicht zu gefährden. Dann wurde ich nach Berlin gebracht und erneut die ganze Nacht verhört. Die Schwere der Inquisition war ganz ungeheuerlich! Ich wurde gefragt nach der Bekennenden Kirche und nach der Una Sancta. Mir ist kein einziges Wort ent schlüpft, das andere belastet hätte. Das KZ Ravensbrück war schlimm ...

Wir wollten soziale Hilfe leisten, in dem Augenblick, wo diese Hilfe not tat. Dass dieser Augenblick kommen musste, war klar. Wir wollten barmherzige Samariter sein, aber nichts Politisches.«

Ich glaube nicht, dass meine Mutter den weiteren Weg der Elisabeth von Thadden kennengelernt hat. Für sie schloss sich nach dem Sommer auf dem Heuberg eine praktische Tätigkeit im Hotel Schweizerhof in Frankfurt am Main an, die von August 1923 bis Februar 1924 dauerte. Zum Abschied von Frankfurt schrieb ihr eine Kollegin ins Poesiealbum: »Tiefen Frieden in der Angst der Welt, / Stille Kraft, die in den Proben hält, / Liebe, die sich zu dem Elend neigt, / Demut, die vor Gott im Staub sich beugt, / Eine unermüdliche Geduld / Mit des Nächsten Schwachheit oder Schuld / Und ein Glaube, der dem Adler gleich / Sich hineinschwingt in das Himmelreich, / Dem unmöglich nichts und nichts zu schwer! / Dieses wünsch ich Ihnen, brauchen Sie noch mehr?« Wer immer dies »zur freundlichen Erinnerung« schrieb und wem auch die Verse zugeordnet werden müssen, solche Töne könnten dem Denken und Empfinden meiner Mutter entsprochen haben.

Das Praktikum auf dem Heuberg im Sommer 1922 und in Frankfurt sollte dem beruflichen Ziel dienen, als Hauswirtschaftslehrerin zusätzliche Erfahrungen zu gewinnen. Zum Abschluss dieser Zeit hat sie 1925 zusammen mit ihrem Bruder Walter, damals Theologiestudent im Orden der »Missionare von der Heiligen Familie«, eine gemeinsame Romreise unternommen. Doch weiß ich nicht, was meine Mutter nach ihrer Romreise getan hat. Als ihr Vater 1926 nach nur kurzer Krankheit starb, nahm Großmutter Paula sie wie selbstverständlich für Familie und Haus in Anspruch – ein Schicksal, das vielen Töchtern zugemutet wurde und dem diese sich auch nicht entzogen. Bis zu ihrer Eheschließung im Oktober 1931 lebte sie mit Mutter und jüngeren Geschwistern zusammen.

Nach dem Tod von Hubert Schlösser hat sich mein Vater wahrscheinlich von Schildesche zurück nach Drolshagen orientiert und um dessen Nachfolge beworben. Mit diesem Schritt wurde er in der Nachfolge der Rendanten zum Amtsrentmeister. Um nicht täglich den Weg von Germinghausen nach Drolshagen hin- und herlaufen zu müssen, hat er irgendwann Logis im Haus der Großmutter genommen und dort im Fortgang der Zeit meine Mutter kennen und dann lieben gelernt. So wie ich meine Mutter einschätze, vermute ich, dass dies eine langsame Entwicklung war. Jedenfalls führte sie dazu, dass mit ihrer Heirat die Verwaltung der Drolshagener Stadtkasse weitere Jahrzehnte in der Familie blieb.

Die Kinderjahre

Die ersten acht Kinderjahre lebten wir noch in Omas Haus. Wir hatten darin eine geräumige Wohnküche. Weil es noch keine Zentralheizung gab, musste jeden Morgen der Herd neu angezündet werden. Der Herd hatte zwei Kochstellen aus konzentrischen Ringen, die entfernt werden konnten, wenn Topf oder Pfanne direkt über dem Feuer stehen sollten. Vor dem Kaminrohr steckte in der Herdfläche ein Behälter, dem warmes Wasser entnommen werden konnte. Der Herd hatte drei Türen: eine für die Feuerung, die anderen für den Backofen und den Aschenkasten. Unter dem Herd der Kohlenwagen. Das Ofenrohr trug einen Ring, in den Stangen eingesteckt wurden, um daran Tücher und Windeln zu trocknen. In der Mitte des Raumes stand der Tisch. Hier hatte ich zuerst meinen Platz in einem Kinderstühlchen, das hochgeklappt mich zwischen den Eltern auf Tischhöhe sitzen ließ. Es gab noch eine Chaiselongue, auf der Vater gerne einen Mittagsschlaf hielt. Auch wir Kinder zogen uns mit einem Buch oder stillen Spiel darauf zurück.

Gerne saßen meine Geschwister oder ich auf Vaters Bauch, wenn er auf der Chaiselongue lag und uns vorlas. Je nach Jahreszeit konnte dies fast täglich geschehen. Lesestoff waren eine Auswahl aus Grimms Märchen, die gereimten Geschichten aus dem Struwwelpeter, auch Beiläufiges von Klein-Inge und dem Riesen Wütobald aus einer Werbeschrift der Schildkröt-Puppen. Wir haben viele dieser Texte immer wieder gehört und konnten sie auswendig. Das gilt besonders für die Märchen von Rotkäppchen, Schneewittchen, Hänsel und Gretel und Dornröschen, von Rumpelstilzchen oder Rapunzel. An religiöse Bücher in diesen Jahren kann ich mich nicht erinnern.

Überhaupt waren Religion und Glaube im Alltagsleben der Kinderzeit nicht sonderlich ausgeprägt. Ein Kruzifix gab es nur im Schlafzimmer der Eltern. In der Küche hing ein Stahlstich mit einem Bild der »Heiligen Familie«, auf dem der Jesusknabe sich mit Holzarbeiten nützlich machte. In die früheste Kindheit geht die Erinnerung an das Abendgebet mit meiner Mutter zurück, wenn sie mich in ein Gitterbettchen brachte, in dem später auch die Geschwister geschlafen haben. Sie sprach das Gebet vor, ich empfand die innige Zuwendung. Als wir Jungen zwischen drei und fünf Jahre alt waren, knieten wir abends in der Küche an der Chaiselongue auf dem Boden und sprachen unser »Müde bin ich, geh zur Ruh ...«

Während ich meinen Vater als religiös eher distanziert erlebt habe, hatte die Mutter einen frommen Sinn. Sie gab uns drei Jungen, die im Jahresabstand aufeinander gefolgt waren, eine unbeschwerte Geborgenheit.

Ein weiterer Bruder verstarb als Säugling, eine Schwester schloss zehn Jahre nach meinem Geburtsjahr die Kinderreihe ab. Religiöse Momente gehörten zum Alltag – zum Abendgebet die Gewissensforschung. Dies hob sich über eine gewisse Selbstverständlichkeit aber nicht hinaus. Mein Vater war bei diesen Abendgebeten zwar meistens anwesend, aber nicht beteiligt. Ich habe ihn nie mitbeten gesehen. Dass er sonntags zur Kirche ging, stand in Drolshagen damals außerhalb jeder bewussten Entscheidung, ich glaube aber nicht, dass er ein inneres Verhältnis zum dortigen Geschehen hatte.

Anders verhielt es sich mit dem damals noch gängigen Kindheitsbrauchtum in der Familie. Am Nikolausabend kam der heilige Mann in bischöflicher Gewandung, begleitet von Knecht Ruprecht, auch Hans Muff genannt. Während der Nikolaus mahnende Güte darstellte, war sein Begleiter schwarz und trug einen Sack bei sich, in den er angeblich unartige Kinder steckte; dabei rasselte er furchterregend mit seiner Kette. Obgleich dies stets ein Anlass war, zu dem sich die noch ledigen Onkel und Tanten bei uns einfanden und die jungen Onkel sich einen Spaß daraus machten, den Hans Muff zu ärgern, ließ mich deren Respektlosigkeit vor dem heiligen Personal zutiefst erschauern.

Die Zeit von Nikolaus bis Weihnachten hatte unendliche Ausdehnung. Das Kommen des »Christkinds« war das ersehnte Ereignis. Für gutes Verhalten durften wir abends einen Strohalm in die noch leere Krippe legen. Es konnte auch sein, dass gelegentlich ein Strohalm wieder zurückzunehmen war. »Die gute Stube« wurde Tage vor dem Fest abgeschlossen. Das Christkind brachte Spielzeug, auch jedem Kind einen Teller mit Gebäck und Süßigkeiten, aber die »nützlichen« Dinge, etwa Strümpfe und Wäsche, zählten nicht.

Ich wundere mich angesichts heutiger Kinder, wie lange ich naiv an Nikolaus, Christkind, Osterhase und Klapperstorch »geglaubt« habe. Vermutlich war es im 2. Schuljahr, dass ich mit einem Klassenkameraden darüber nachdachte, ob und wie eine Hasenpfote überhaupt ein Ei halten könne oder gar einen Pinsel zum Anmalen der Eier. Die irgendwann dann doch stattgefundenen Aufklärung hat bei mir zu einem fast methodischen Misstrauen geführt. Wenn ich später als Ministrant am Altar kniete, dem Priester zuhörte, wie er lateinisch sang, glaubte ich nicht, dass er verstehe, was er da ablas.

Bis ins Theologiestudium hinein beschäftigte mich die Frage, ob und wann ich wohl entdecken würde, dass diese fromme Religionswelt eine Welt für große Kinder ist, die irgendwann aber keine Kinder mehr sein wollen.

Im April 1940 haben wir die Wohnung im Haus der Großmutter verlassen und sind in die Gräfin-Sayn-Straße gezogen. Das Haus dort war von Franz Heinrich Stachelscheid (1849–1918) und seiner Frau Nanny geb. Bollentin aus Montabaur (1857–1943) just vor dem Ersten Weltkrieg errichtet worden. Franz Heinrich ist ein Sohn von Gustav Stachelscheid (in dessen dritter Ehe), jenem liberalen Ururgroßvater, der 1831 evangelisch heiratete. Wie sein Vater, der »Königliche Steuer-Inspector«, war auch er vom Finanzfach und Rendant in Drolshagen. Weil es hier aber viele Stachelscheids gibt, hatten er und seine Vorfahren den Beinamen »Steuers«. Mein Großvater Hubert Schlösser ist ihm im Amt gefolgt und diesem wiederum mein Vater Ernst Halbfas. Die kleine Jugendstilvilla, die Franz Heinrich 1914 errichtete, konnte er nur vier Jahre bewohnen. Ich habe das Haus in meinen Reutlinger Jahren weiterentwickelt, so wie Franz Heinrich es sich im Idealfall vorgestellt haben könnte. Unbeschadet meiner Jahre in Paderborn und Reutlingen ist mir das Haus an der Gräfin-Sayn-Straße bis zum Tag ein Ort der Geborgenheit und Lebensfreude geblieben. Darüber will ich unten mehr erzählen.

Die Grundschulzeit

Der Kindergarten war eine ungeliebte Einrichtung. Ich habe ihn zusammen mit meinem Bruder Walter ein paar Jahre hindurch besucht, kann mich aber nicht erinnern, mich dort auch nur einmal wohlgefühlt zu haben. Er wurde von Schwester Theobaldine geleitet, einer Olper Franziskanerin. Auf einem Foto aus dem Jahr 1937 zähle ich 37 Kinder, die ohne weitere Gruppeneinteilung nur von dieser einen Frau betreut wurden. Den Druck auf kirchliche Kindergärten in der Vorkriegszeit habe ich natürlich nicht mitbekommen, es wohl aber befremdlich empfunden, dass wir uns einmal in Zweierreihen aufstellen mussten, um durch Drolshagen zu ziehen und dabei zu singen: »Dem Führer Heil, / dem Führer Heil! / Wir Kleinen treten heut hervor / und singen alle laut im Chor: / Dem Führer Heil! / Dem Führer Heil!«

Mein Geburtstag am 12. Juli hätte mich nach damaliger Einteilung dem Schuljahrgang 1932/33 zugewiesen. Um alles in der Welt wollte ich aber kein weiteres Kindergartenjahr. Um meine Selbstständigkeit zu beweisen, verlangte mein Vater, ich solle den Antrag auf Einschulung selbst beim Schulleiter abgeben. So begann die Grundschulzeit zu Ostern 1938. Dennoch konnte ich die Tränen nicht unterdrücken, als meine Mutter,

die mich zur Schule begleitet hatte, nach Hause ging und ich alleine unter fremden Kindern zurückblieb.

Ich habe die Grundschule, nur 100 Meter von Omas Haus und dem Haus in der Gräfin-Sayn-Straße entfernt, gerne besucht. Wir saßen in langen Bänken mit schrägen Tischen, darin eingelassenen Tintenfassern und einer Ablage für Griffel und Federhalter. Der Raum wurde von einem großen Kanonenofen mit Eierkohlen beheizt. Der Fußboden war geölt und verströmte einen eigenartigen Geruch. Unsere Lehrerin war Helene Heiden; sie hat uns alle vier Grundschuljahre hindurch geführt. Ich bin gerne in ihren Unterricht gegangen und kann mich an keine einzige Strafe von ihr erinnern, doch weiß ich, dass Mitschüler anders über sie urteilen, zumal sie Schüler mit schwachem sozialen Hintergrund deutlich benachteiligte.

Zu dieser Zeit regierte noch der Stock in den Schulen. Fräulein Heiden schlug bisweilen auch, allerdings nicht zu vergleichen mit ihren männlichen Kollegen, wenn diese zuschlugen. Als sie einmal krank war, unterrichtete uns der Schulleiter. Er hatte uns aufgegeben, für den nächsten Tag das Lied »Ich hatt' einen Kameraden« mit allen Strophen auswendig zu lernen. Da ich den Text nicht gelernt hatte, konnte ich am folgenden Tag auch nicht mitsingen. Er sah es und legte sein Ohr an meinen Mund. »Komm raus!«, sagte er, legte mich über die erste Bank und verabreichte mir ein halbes Dutzend Stockhiebe auf den Hintern. Ein anderer Lehrer verlangte ausgestreckte Hände, auf die er mit einer schlanken Rute schlug – und wehe, der Schüler zog reflexartig seine Hand zurück. Ein gewisser Sadismus war nicht zu übersehen.

Wir haben noch die vereinfachte Sütterlin-Schrift gelernt, eine Standardform der vordem verbreiteten Kanzleischriften. Aber ab dem Schuljahr 1941/42 wurde nur noch die lateinische Schreibschrift als »deutsche Normalschrift« unterrichtet. Eine schlagartige Umsetzung erfolgte aber nicht, weil sich mitten im Krieg nicht alle Lehrmaterialien austauschen ließen. Heute kann kaum noch jemand die Korrespondenz der eigenen Vorfahren lesen. Doch wenn es um alte Familienurkunden oder Kirchenbücher geht, ist die Kenntnis dieser Schrift weiterhin unverzichtbar. Wöchentlich gab es zwei Stunden »Schönschreiben« in beiden Schriftarten, nachdem nicht mehr auf der Schiefertafel (mit Tafellappen und Schwämmchen), sondern im Schreibheft geübt wurde.

Inzwischen klagt Umberto Eco (geb. 1932), und nicht nur er, dass Teenager kaum noch mit der Hand schreiben und die Handschrift immer mehr verschwindet, gar nicht zu reden von Übungen im Schönschreiben. Wer noch eine halbwegs leserliche Handschrift hat, ist schon mit sich

zufrieden. Doch im Alltag geht die Handschrift zurück wie die papierene Korrespondenz insgesamt.

Die eindringlichsten Erinnerungen habe ich an den Religionsunterricht. Die Ecker-Schulbibel mit Bildern von Philipp Schumacher steht mir noch vor Augen. Die nazarenische Tradition wirkt darin fort, garniert mit Jugendstilelementen in der Bildrahmung und den Initialen. Mit heutigen Augen gesehen fällt die massive dogmatische Interpretation der biblischen Szenen auf: »Die Verheißung des Himmelsbrot« zeigt Engel, die eine Hostie im Strahlenkranz anbeten. Im Rahmenwerk Ähren und Weintrauben. Die Szene Mt 16,18 »Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen ...« lässt Petrus vor Jesus knien, während über beiden die päpstliche Tiara mit gekreuzten Schlüsseln zu sehen ist.

Gegenüber der ereignisreichen und illustrierten Bibel war der bildlose Katechismus ohne Reiz. Dennoch prägten sich einige Texte dem Gedächtnis ein, etwa die oft zitierte erste Frage: »Wozu sind wir auf Erden? Wir sind dazu auf Erden, dass wir den Willen Gottes tun und dadurch in den Himmel kommen.« Die zweite Frage lautete: »Was will Gott von uns? Gott will, dass wir 1. seine Lehre glauben, 2. seine Gebote halten, 3. seine Gnadenmittel gebrauchen.« Im Vorwort hatte der Bischof die »lieben Kinder« angesprochen und gesagt: »Euer Bischof, den Gott aufgestellt hat als Lehrer der himmlischen Wahrheit, gibt euch dieses Büchlein in die Hände. In ihm findet ihr alle die heiligen Lehren kurz beisammen, die unsere heilige katholische Kirche euch in Gottes Auftrag und Namen zu verkündigen hat ... Kein anderes eurer Schulbücher ist so wertvoll und wichtig wie dieses kleine Buch.« Ein »Glaube« als kirchliches Lehrsystem göttlichen Ursprungs.

Der Schultag begann mit der Religionsstunde, überwiegend als »biblische Geschichte«. Was hier erzählt wurde, galt als real geschehen. Nach metaphorischer oder symbolischer Bedeutung zu fragen oder einen Text gar als Sage oder Legende zu interpretieren, lag jenseits des Vorstellungsvermögens der Geistlichkeit wie der Lehrerschaft. Alle an Religionsunterricht und Gemeindegottesdienste Beteiligten wären außerstande gewesen, Engenerscheinungen, Totenerweckungen oder Himmelfahrten zu bezweifeln. Solche Gedanken überschritten die eigene Welt. Was mich Grundschulkindern späterer Jahrzehnte alles gefragt haben, hätte Fräulein Heiden und das gesamte damalige Kirchenpersonal in den religiösen Erklärungsnotstand versetzt. Hilflosigkeit, Empörung und schärfste Verurteilung wären beim Pfarrer zu erwarten gewesen, bei Fräulein Heiden vielleicht nur Hilflosigkeit. Als einmal das Abfragen von Hausaufgaben bei den meisten Schülern keinerlei Resultate brachte, murmelte sie, wahrscheinlich würde

es ja auch bald überhaupt keinen Religionsunterricht mehr geben, dann gebe es auch nichts mehr zu behalten.

Die *Schulbibel* kam zwar nur naiv historisierend zur Sprache, war als Geschichtenstunde jedoch kurzweilig. Der Katechismus vermittelte ein fundamentalistisches Glaubensverständnis, das mir bis zu Beginn meiner Tätigkeit an der Pädagogischen Hochschule in Paderborn erhalten blieb. Ich habe als Theologiestudent immer den Eindruck gehabt, im Blick auf Bibel und Glaubensverständnis nichts wirklich Neues sondern nur noch Ergänzendes gehört zu haben. Die Vorbereitung auf Beichte und Erstkommunion fiel in das Frühjahr 1941. Dieser Unterricht fand in kirchlichen Räumen statt und wurde vom Pfarrer und einer Katechetin gegeben. Wir lernten, dass der Heiland mit Fleisch und Blut in der Hostie zugegen ist, sobald der Priester bei der Wandlung über Brot und Wein die Worte spricht: »Das ist mein Fleisch ..., das ist mein Blut«. Darum zeigt auch das Ewige Licht in der Kirche an, dass Jesus, der verklärt im Himmel lebt, im Tabernakel mitten unter uns wohnt. Er freut sich, wenn wir ihn besuchen kommen. Das »Kommunionglöcklein«, eine gratis ausgeteilte Zeitschrift mit bunten Illustrationen, habe ich aufmerksam gelesen und die wöchentlich weiterführenden Hefte sorgfältig verwahrt. Meine Erinnerung an diese Wochen ist mit Sonnenschein und Blumen verbunden. Zusammen mit Nachbars Grete bin ich oft, manchmal täglich, in der Kirche oder auf dem Friedhof den Kreuzweg beten gegangen. In der »Christenlehre« am Sonntagnachmittag konnte ich aufsagen, mit welchen Worten Jesus das heiligste Altarssakrament verheißen hat: »Am Tage nach der ersten wunderbaren Brotvermehrung sprach Jesus zu den Juden: Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Da stritten die Juden untereinander und sagten: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage; denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank«. Es genügte, diesen Text wiedergeben zu können; er fand keine weitere Erläuterung.

Der Tag der Erstkommunion war der 22. Juni 1941. Als ich an diesem Morgen in den neuen Kommunionanzug gesteckt wurde, kam Tante Hildegard mit der Nachricht, dass in der Nacht Deutschland Russland den Krieg erklärt habe. Die damit verbundene Bedrückung der Erwachsenen habe ich jedoch im weiteren Verlauf des Tages vergessen. Ab Mitternacht mussten alle, die kommunizieren wollten, nüchtern bleiben. Darum war

beim Zähneputzen acht zu geben, nicht versehentlich Wasser zu schlucken. Dann hätte man den Leib Christi nicht empfangen dürfen und all die Verwandten, die von auswärts anreisten, hätten Mühe und Kosten ganz umsonst auf sich genommen. Zum Gottesdienst versammelten wir uns im Gemeindehaus und zogen in Zweierreihen zur Kirche. Den Anfang machten die Engelchen; dann folgten die Kommunionkinder, die Messdiener, der Pfarrer mit den Vikaren. Die Mädchen trugen weiße Kleider, weiße Strümpfe und ein Kränzchen mit weißen Papierblumen. Alle Jungen hatten dunkelblaue Anzüge mit kurzen Hosen, weißen Hemden, langen schwarzen Strümpfen und schwarzen Schuhen. Die Glocken läuteten und die Fahnen wehten.

Die Kirche war gesteckt voll. Die Angehörigen der Kommunionkinder hatten reservierte Plätze. Die Wege und Schritte, die wir im Chor der Kirche zum Empfang der Kommunion gehen mussten, waren in den zwei Wochen zuvor mehrfach eingeübt worden. Natürlich hatten alle vorweg gebeichtet, denn das konsekrierte Brot durfte nur im Zustand der heiligmachenden Gnade empfangen werden. Unvorstellbar, mit einer begangenen Todsünde Jesus zu empfangen. Während der Messfeier war ich so gesammelt und andächtig wie möglich, doch umso entsetzter, als nach dem Gottesdienst beim Auszug aus der Kirche neben mir mein Vetter Johannes sagte: »Kerl, wat schmackete dat Dingen.«

Kriegsjahre

An den Kriegsbeginn kann ich mich nicht erinnern, wohl an eine voraufgehende Bemerkung meiner Mutter. »Es sieht so nach Blut aus«, sagte sie einmal angesichts der »Westfälischen Landeszeitung« mit rot unterstrichenen Meldungen auf der Titelseite. Ihre Betroffenheit in dieser Situation, nur wie ein Hauch wahrnehmbar, ist mir als Fünfjährigem erinnerlich.

In den folgenden Jahren wiederholte sich ein Ereignis immer wieder. Jahr für Jahr musste ein neuer Jahrgang Jugendlicher zur Musterung nach Olpe. Anschließend zogen alle mit Schifferklavier und Bier auf einem mit Birkengrün geschmückten Leiterwagen singend durch Drolshagen. Obwohl – oder weil? – ich ein Kind war, hat mich die singend-johlende Freude verwundert, die sich hier äußerte, denn ich wusste, dass diese jungen Männer bald Soldaten sein würden. Eine solche Aussicht war für mich eine erschreckende Zukunft. Dass die Jugendlichen mit Musik und Alkohol ihre eigene Angst überspielten, erfasste ich noch nicht.

Das Schicksal der jungen Soldaten zeigten schon bald die ersten Todesanzeigen an. Die Gedenkzettel, die im Gottesdienst ausgeteilt wurden, brachten ein Foto des Gefallenen, durchweg in Uniform. Ich habe diese Totenzettel gesammelt, soweit sie mir erreichbar wurden. Als ich Jahrzehnte später die Briefe im Stadtarchiv las, in denen der Kompaniechef den Familien den »Heldentod« ihres Sohnes oder Vaters mitteilte, fand ich, dass sie nur selten ein wirklich individuelles Sterben beschrieben. Den meisten Briefen lag ein Schema zugrunde, das betonte, der Gefallene habe nicht lange leiden müssen. Er habe sich in einem Schusswechsel heldenhaft bewährt und sein junges Leben dem Schutz der Heimat geopfert. In meinem Buch »Kriegszeit und Kriegsende im Drolshagener Land« von 2005, in dem ich Erfahrungsberichte jener Jahre zusammenfassen und die »Liste der Kriegstoten, Vermissten und für tot Erklärten des Zweiten Weltkriegs« veröffentlichen konnte, sind es 411 Männer.

Wenn ich die Fotos dieser jungen Männer heute sehe, kann ich nicht umhin, mit ihrem Schicksal auch jenes Wissen zu verbinden, das die jahrzehntelange Aufarbeitung des Krieges zugänglich gemacht hat. Haben diese braven Männer – der Pfarrer schrieb in der Pfarrchronik, sie hätten »fast alle« gebeichtet und kommuniziert und um ein Memento gebeten, auch hätten viele von ihnen sich von der Geistlichkeit verabschiedet –, nachdem sie dem Drill wie dem kollektiven Sog der Wehrmacht unterlagen, sich nicht wie alle anderen allmählich an Gewalt gewöhnt, die gleiche Abstumpfung und den nie auszuschließenden Lustgewinn erlebt, von dem die überlieferten Dokumente des Grauens bestimmt sind? »Am ersten Tag ist es mir furchtbar vorgekommen. Da habe ich gesagt: Scheiße, Befehl ist Befehl. Am zweiten und dritten Tag habe ich gesagt: Das ist ja schießegal, am vierten Tag, da habe ich meine Freude daran gehabt.« Ein Pilot der Luftwaffe schildert, wie es ihm »zum Vorfrühstücksvergnügen« wurde, »einzelne Soldaten mit Maschinengewehren durch Felder zu jagen und sie dort mit ein paar Kugeln im Kreuz liegen zu lassen«. Ganz ähnlich hört sich der Kommentar eines Oberleutnants der Luftwaffe an: »Es ist mir ein Bedürfnis geworden, Bomben zu werfen. Das prickelt einem ordentlich, das ist ein feines Gefühl. Das ist ebenso schön wie einen abzuschießen.« Von der »Chance der unbestraften Unmenschlichkeit« hat Günther Anders später gesprochen. Als Motiv reicht diese Straffreiheit oft völlig aus, um an allen möglichen Schandtaten teilzunehmen.¹ – Ende

1 Sönke Neitzel / Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 5. Auflage, 2011.

1945 hatten wir einen Lateinlehrer, der uns beibrachte, die Rede von Heldentum und Heldentod auf die brutale Realität hin zu durchschauen und für die Mentalitätsgeschichte vor und hinter der Front wach zu werden.

Um in das nationalsozialistische System von kleinauf hineinzuwachsen, gab es das Jungvolk, die Vorstufe der Hitler-Jugend für Jungen zwischen zehn und vierzehn Jahren. Ich war noch im 4. Schuljahr, als eines Tages im Klassenverband mitgeteilt wurde, dass alle Jungen an einem bestimmten Tag nun zum »Dienst« erscheinen müssten. Für die Erziehung außerhalb von Schule und Elternhaus sollte nur noch die Hitler-Jugend zuständig sein. Die vorher existierenden konfessionellen Jugendorganisationen waren bereits, bevor ich sie hatte kennenlernen können, aufgelöst worden. Natürlich kannte ich damals nicht die Rede, die Hitler 1938 gehalten hatte: »Dann kommt eine neue deutsche Jugend, und die dressieren wir schon von ganz kleinem an für diesen neuen Staat. Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn diese Knaben und Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen und dort nun wie so oft zum ersten Mal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standes-Erzeuger, sondern dann nehmen wir sie wieder fort in die Partei und die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS usw. [...] und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben ...«²

Das Gesetz über die Hitlerjugend von 1939 hatte in einer Durchführungsverordnung die Zwangsmitgliedschaft im Deutschen Jungvolk festgelegt. In Drolshagen ist allerdings nichts Ansehnliches daraus geworden. Eine Kluft oder Uniform hat im Jungvolk niemand getragen, auch bei der Hitlerjugend besaßen nur wenige eine Uniform. Nicht einmal das HJ-Abzeichen war breit akzeptiert. In der Schule wurde angesagt, wann wir zum Dienst antreten mussten. Dieser »Dienst« kam über einen gewissen Stumpfsinn nie hinweg. Alle Aktionen erschöpften sich in paramilitärischen Formalismen: Antreten, die Schuhspitzen in eine gerade Linie ausrichten, auf ein Kommando wie »Rührt euch!« oder »Rechts um!« kollektiv wie mit einer einzigen Bewegung reagieren ... und weil dies mit militärischer Exaktheit nie gelang und es auch Jungen gab, die solche

2 Wolfgang Benz (Hg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 2009.

Übungen mit albernen Bemerkungen konterkarierten, musste die Aktion immer wieder von vorne geübt werden. So etwas wie »Pimpfenprobe« oder Wanderungen hat es in Drolshagen nicht gegeben, wohl leichtathletische Übungen auf dem Sportplatz oder auf den Ellenbogen im Gebüsch an ein Ziel heranzurobben, ohne bemerkt zu werden. Gelegentlich kam es zum Marschieren in Zweierreihen und vielleicht sogar zu einem Lied. Bei einem größeren Anlass sollten einmal mehrere Schuljahrgänge singend durch die Straßen marschieren. Die Kolonne bewegte sich gerade am Marktplatz entlang, als der Pfarrer dem Zug entgegen kam. Interne Durchsage: »Keiner grüßt!« Doch genügte seine Gegenwart, um den Gesang ins Stocken zu bringen: Nacheinander zogen alle vor ihm die Mütze vom Kopf.

Zum Dienst im Jungvolk zählten üblicherweise auch Abzeichenverkauf, Sammeln von Geldspenden in Sammelbüchsen, Sammelaktionen für Kleider, Altmetall oder das Winterhilfswerk, doch haben Jungvolk und Hitlerjugend dafür wohl keine eigene Struktur entwickelt, solche Aufgaben durchzuführen. Ich kann mich nur erinnern, dass die Schulen, die NS-Volkswohlfahrt oder das Winterhilfswerk dergleichen organisierten. Auch für eine ideologische Infiltration hat es wohl nicht gereicht, doch gilt dies nur für meine Altersgruppe; die älteren Schüler wurden zu auswärtigen Schulungen und Übungen durchaus verpflichtet. Einen eigenen Raum haben Jungvolk und Hitlerjugend in Drolshagen nie gehabt, dafür wurden die Schulen in Anspruch genommen.

Die politische Situation in Drolshagen war in den frühen 30er-Jahren freilich aggressiver und gefährlicher als in den Kriegsjahren, so verwunderlich das klingt. Diese Entwicklung verdankt sich Friedrich Weistenhöfer, der von 1936 bis 1945 Bürgermeister des Amtes Drolshagen war. Vor seinem Dienstantritt gab es scharfen Parteiterror, unter dem die besonnene Bevölkerung litt. Eine Abordnung Drolshagener Bürger soll damals zum stellvertretenden Gauleiter mit der Bitte gegangen sein, den Amtsbürgermeister auch zum Ortsgruppenleiter zu ernennen. Auf dieses Drängen hin hatte sich Weistenhöfer im Juni 1938 bereit erklärt, Ortsgruppenleiter der NSDAP in Drolshagen zu werden, um den Verhältnissen begegnen zu können.

Wegen dieses Parteiamtes jedoch wurde Weistenhöfer einige Wochen nach Kriegsende interniert und bis 1947 in Gefangenschaft gehalten. Die Drolshagener Bevölkerung hat sich in vielen eidesstattlichen Erklärungen für ihn eingesetzt. Mein Vater schrieb in einer solchen Erklärung:

Seitdem Weistenhöfer den Ortsgruppenleiterposten übernommen hatte, herrschte in Drolshagen einigermaßen Ruhe und Ordnung, soweit man unter der Naziherrschaft hiervon überhaupt sprechen konnte. Er suchte jedem gerecht zu werden und hat viele Volksgenossen vor der Partei zu schützen gewusst. Obschon der Polizeimeister ihm gedroht hatte, ihn zu melden, weil er mich als Nichtparteigenossen noch im Amte ließ, hat er mich nicht gedrängt, in die Partei einzutreten. Von der Drohung habe ich allerdings erst nach Kriegsende durch einen Kollegen erfahren. Eine gegen mich erstattete Anzeige wegen Nichtgrüßens einer Hakenkreuzfahne hat er vernichtet resp. nicht weitergegeben.

Keinem Menschen konnte W. in bedrängter Lage seine Hilfe versagen. So hat er die Jüdin, Frau Feldmann, in einer Wohnung der Villa Teubner untergebracht und einer jüdischen Familie Adler eine solche im Gutshause Kalberschnacke besorgt. Hierdurch hatte sich W. sehr bald den Hass des Kreisleiters und seines Anhangs zugezogen. Diese ruhten nicht, bis sie im Jahre 1943 die Absetzung des Ortsgruppenleiters durchgesetzt hatten. Weistenhöfer setzte sich durch seine den Parteiinteressen zuwiderlaufenden Handlungen oft in Lebensgefahr und habe ich seinen Mut bewundert und selbst für sein Leben gebangt.

Nach dem 20. Juli 1944 wurde er von der Gestapo überwacht, welches ich damals aus zuverlässiger Quelle erfuhr. In den letzten Tagen des Krieges hat Weistenhöfer direkt gegen die militärischen und parteiamtlichen Anordnungen gehandelt und sich offen widersetzt. Wie ich von Augenzeugen hörte, hat man deshalb wiederholt die Pistole gegen ihn gezogen. Nur durch das Dazwischentreten anderer ist es nicht zum Schlimmsten gekommen. Am Morgen des 10. April 1945 (dem Tages des Einmarsches der Amerikaner) hat er die in Drolshagen errichtete Panzersperre, deren Schließung angeordnet war, abbrechen lassen.

Seinen Charaktereigenschaften nach ist W. nie ein Nazi gewesen. Seinen Parteieintritt kann er nur aus idealistischen Erwägungen heraus vollzogen haben, da er anfangs den Versprechungen Hitlers Glauben geschenkt hat. Ich wage zu behaupten, dass Weistenhöfer ein Mann war, welcher im Amte Drolshagen den Parteiinteressen am meisten zuwidergehandelt und diese geschädigt hat.

Vorstehende Ausführungen sind der Wahrheit entsprechend nach bestem Wissen und Gewissen gemacht worden.

Drolshagen, den 25. Februar 1947

gez. Halbfas, Amtsrentmeister

Rückblickend auf diese Zeit konnte Weistenhöfer im Sommer 1945 resümieren, »daß während meiner neunjährigen Tätigkeit in Drolshagen keine Person wegen Nazi-Vergehen oder Verbrechen bestraft worden ist ... eine Ausnahme im ganzen Regierungsbezirk Arnsberg.« Zu keiner anderen Zeit war das Bürgermeisteramt risikoreicher als in diesen Jahren.

Zu Hause wurde mit uns Kindern über Politik nicht gesprochen und doch hat es für mich nie an der Gewissheit gefehlt, dass die Eltern das NS-Regime ablehnten. Eines Tages bemerkte mein zweieinhalb Jahre jüngerer Bruder, der Nachbar trage ja ein Parteiabzeichen. »Jetzt kann ich ihn nicht mehr leiden«, war der Kommentar des damals Neunjährigen. Unser Vater hörte in den letzten Kriegsjahren täglich die BBC. Er scheint sich der Verschwiegenheit seiner Kinder sicher gewesen zu sein; an irgendwelche Mahnungen kann ich mich nicht erinnern.

In den letzten zwei Kriegsjahren sind viele Familien aus dem Ruhrgebiet nach Drolshagen evakuiert worden. In Olpe zählten wir in der Quarta bis zu 70 Schüler. Darunter waren auch Jungen, die in Nazi-Kategorien dachten. Diesen Mitschülern gegenüber habe ich wiederholt die Meinung vertreten, Deutschland müsse den Krieg verlieren, weil es sonst mit Kirche und Christentum vorbei sei. Das hätte freilich auch schiefgehen können, wenn die Mitschüler meine Reden weitergegeben hätten. Ich wundere mich heute, wie viel intuitive Ablehnung ich dem NS-Staat gegenüber hatte, ohne dass ich darüber zu Hause oder anderswo offene Meinungen gehört hätte.

Auf kirchlicher Ebene vollzog sich in Drolshagen die eigentliche Orientierung. Auch wenn die konfessionellen Jugendverbände aufgehoben worden waren – »wie die NSDAP nunmehr die einzige Partei ist, so muss die HJ die einzige Jugendorganisation sein« – so blieb doch eine getarnte Fortsetzung der Jugendarbeit als Ministrantenunterricht möglich. Im Gemeindehaus gab es einen Keller mit Tageslicht, welcher der »Sturmschar« – ein 1929 gegründeter katholischer Jugendverband – für ihre Treffen zur Verfügung gestanden hatte und immer noch »Sturmscharzimmer« hieß. Hier fanden jetzt die Ministrantenstunden statt, an denen ich nach der Erstkommunion teilnahm. An der Wand hing das gerahmte Foto des neuen Erzbischofs von Paderborn, Dr. Lorenz Jaeger (1892–1975); es wurde gleich in der ersten Messdienerstunde Thema. Zu sehen war der Bischof in Offiziersuniform, dekoriert mit allen Auszeichnungen, die er im Ersten Weltkrieg bekommen hatte. Von 1914 bis 1918 hatte Lorenz Jaeger am Krieg teilgenommen, zunächst als einfacher Soldat, ab 1916 als Leutnant. 1917 war er an der »Tankschlacht« von Cambrai beteiligt und hatte dafür das EK I erhalten. 1918 wurde er Kompaniechef; für seinen Einsatz an

der Offensive auf Amiens wurde er mit dem Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern ausgezeichnet. Im Oktober 1918 kam er in englische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung begann er das Theologiestudium, legte 1928 das Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen ab und unterrichtete anschließend an Gymnasien in Herne und Dortmund. Im Mai 1940 wurde er als Kriegspfarrer eingezogen, jedoch 1941 zum Erzbischof von Paderborn ernannt. Daraufhin wurde im Erzbistum sein Foto als Kriegspfarrer verbreitet. Es zeigte ihn in Uniform, ohne Schulterstücke, aber mit offiziersmäßigem Design sowie allen Kriegsauszeichnungen, zweifellos um der Tendenz entgegenzutreten, Theologen seien von der Laufbahn des Reserveoffiziers auszuschließen und um zu dokumentieren, dass auch Bischöfe Wehrmacht und Regierung mittragen und katholischen Priestern als Amtsträgern einer übernationalen Kirche die »völkische Einstellung« nicht pauschal abzusprechen sei.³

In diesen Messdienerstunden wurde der Roman von Wilhelm Hünermann, »Die Herrgottsschanze«, vorgelesen, eine Erzählung aus der Zeit der Französischen Revolution. Die Geschichte beginnt 1791. Man verjagt die alten Herren, aber die neuen sind noch grausamer, ihr ganzer Hass richtet sich gegen die Kirche. Für kirchentreue Priester beginnt eine Zeit der Bewährung. Einer von ihnen feiert unter schwierigsten Bedingungen die Heilige Messe, besucht als Bettler oder als Soldat verkleidet Kranke und Sterbende. Tapfere Jungen helfen dabei, den Priester zu verstecken und das kirchliche Wirken trotz aller Repression fortzusetzen ... Es war nicht schwer, in diesem Roman Parallelen für die eigene Zeit zu erkennen.

Eine andere Geschichte, die wir in diesen Stunden kennenlernten, erzählte von Tarzisius, einem römischen Jungen, der zur verfolgten christlichen Gemeinde unter Kaiser Decius gehörte und ebenfalls tapfer einem Priester in der Seelsorge half. Der (anachronistischen) Legende nach zählte es zu seinen Aufgaben, Kranken die Kommunion nach Hause zu bringen. Eines Tages war er mit konsekrierten Hostien unterwegs, als ihn heidnische Jugendliche aufforderten, zu zeigen, was er im Gewand bei sich trug. Er weigerte sich, die Horde wollte ihn zwingen und hat ihn am Ende totgeschlagen. Er gilt als Schutzpatron der Ministranten.

In diesen Kriegsjahren war es in Drolshagen noch üblich, öffentliche Versehgänge zu Sterbenskranken zu machen. Der Pfarrer legte dazu ein weißes Chorhemd an und eine Stola, ging zum Tabernakel, um eine Hos-

3 Heribert Gruß, Erzbischof Lorenz Jaeger als Kirchenführer im Dritten Reich. Tatsachen – Dokumente – Entwicklungen – Kontext – Probleme. Bonifatius, Paderborn 1995.

tie in die Burse zu legen, eine kleine Kapsel, die er an einer Schnur um den Hals trug. Der Ministrant begleitete ihn im Messdienergeward, trug dabei die Versehlampe mit einer brennenden Kerze, die unter ihrem Griff ein kleines Glöckchen trug. Die Menschen, an denen der Priester auf der Straße schweigend und grußlos vorbeiging, hielten an, knieten sich hin und bekreuzigten sich. Ich weiß nicht, wann dieser Brauch in seiner demonstrativen Art eingestellt wurde. Ich habe ihn während der eigenen Messdienerzeit auf den Drolshagener Straßen nur so kennengelernt. In einem der letzten Kriegsjahre rief mich Pastor Kleeschulte zweimal zu einem solchen Versehgang. Vermutlich geschah es während der Weihnachtsferien. Es sollte zu entfernteren Dörfern gehen. Es lag Schnee. Die Straßen hatten eine festgefahrene weiße Decke. Louis, der französische Zwangsarbeiter im Dienst des Krankenhauses, lenkte den Pferdeschlitten. Auf dem Hinweg wurde kein Wort gesprochen. Im Haus der Kranken war jeweils ein kleiner Altar hergerichtet worden, der Versehtisch mit Kruzifix, Kerzen und Weihwasser. Nachdem der Kranke gebeichtet, die Kommunion und die Krankensalbung – damals »letzte Ölung« genannt – empfangen hatte, entwickelten sich auf dem Heimweg freundliche Gespräche zwischen dem Pfarrer und mir, doch sind mir Winterlandschaft, Pferdeschlitten und die lautlose Fahrt mehr erinnerlich als das, was gesprochen wurde. Die Präsenz der nationalsozialistischen Repression war bei solchen Ereignissen nicht wahrzunehmen.

Doch lag es wahrscheinlich an meinem Alter, dass mir viele politische Vorgänge dieser Jahre nicht bewusst geworden sind. In der Pfarrchronik bemerkte der Pfarrer: »Das äußere kirchliche Leben war sehr eingeschränkt. Prozessionen dürfen nicht mehr in der alten Weise gehalten werden. Wir begingen die Osterprozession 1942, sowie die Christi Himmelfahrts- und Fronleichnamsprozession durch einen Umzug auf dem Kirchplatz.« Erinnerlich sind mir Plakate, die in den Waggons der Reichsbahn zu lesen waren: »Räder müssen rollen für den Sieg.« Und ständig eine schattenhafte Figur mit der Warnung »Pst! Feind hört mit.« Landwirtschaftliche Betriebe, denen Arbeitskräfte fehlten, bekamen polnische oder russische Zwangsarbeiter zugewiesen. In Drolshagener Häusern waren viele Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Sowjetunion tätig. Nach Feierabend trafen sich die jungen Frauen und gingen, über die volle Straßenbreite einander eingehakt und russische Lieder singend, auf und ab. Die meisten hatten wirklichen Familienanschluss und wurden ordentlich behandelt. Eine beiderseits gewachsene Freundschaft hat bisweilen den Krieg überdauert und zu einem späteren Briefwechsel und sogar zu Besuchen geführt. Mir ist damals und noch Jahrzehnte später die

wahre Dimension der Zwangsarbeiter, Zivilgefangenen und Kriegsgefangenen nicht bewusst geworden. Erst als Vorsitzender des Kreisheimatbundes Olpe habe ich dafür sorgen können, dass eine Bestandsaufnahme über »Zwangsarbeit im Kreis Olpe 1939–1945« als Buch erscheinen konnte.⁴

Die Versorgung mit Lebensmitteln war im ländlichen Bereich ausreichend. Fast zu jedem Haus gehörte ein Garten; viele Häuser hatten auch noch einen Stall mit einer oder zwei Ziegen. Der tägliche Bedarf war ab dem 1. September 1939 nur noch gegen Lebensmittelkarten erhältlich. Fett, Fleisch, Brot, Butter, Milch, Käse, Zucker und Marmelade unterlagen einer Zwangsrationierung. Sofern jemand »die in ihrem Haushalt anfallenden Knochen in eine Knochensammelstelle« brachte, gewann er Anspruch auf eine Seifenbezugsmarke. Alle Schüler mussten immer wieder Fingerhutblätter sammeln und einen vollen Sack mit zur Schule bringen, soviel ich weiß für die Herstellung von Arznei. Die Blätter wurden dann auf dem Dachboden der Schule zum Trocknen ausgeschüttet. Mit höchster Aufmerksamkeit wurde der Kartoffelkäfer bekämpft. Alle Schulklassen verteilten sich auf den Feldern, um sie immer wieder abzusuchen. »Sei ein Kämpfer, sei kein Schläfer, acht auf den Kartoffelkäfer!«

Zu jedem Haus gehörte ein Luftschutzkeller, auf den Dachböden sollten Löschwasser und Löschsandtüten bereitstehen. Die Kellerfenster wurden mit Eisenplatten oder Steinen vor Einschüssen gesichert. Seit 1943 meldete der Rundfunk zunehmend das Herannahen feindlicher Flugzeugverbände. Wenn bei uns die Sirenen aufheulten, war es mit dem Schlaf vorbei. Zwar mussten wir nicht gleich in den Keller stürzen, sofern keine Flugzeuge zu hören waren, aber ohne Beklemmung und Angst war ich nie. Als das Ruhrgebiet in den Jahren 1943 und 1944 nächtliche Flächenbombardements erlebte, flammte der Horizont rot auf. Gegen Kriegsende sollten diese Luftoffensiven die Kriegsmoral der deutschen Zivilbevölkerung im Ballungsgebiet Rhein-Ruhr zermürben. Was in diesen Nächten die Menschen in Dortmund, Bochum oder Essen erlebten, war im meist ruhigen Sauerland nicht nachvollziehbar.

Die Monate Mai und Juni 1943 waren Höhepunkt der Luftoffensive über dem Ruhrgebiet. Die Abwurffolge von Munition wurde oft durch die »Christbäume« als Zielmarkierer eröffnet. Bald folgten Luftminen, deren Druckwellen Dächer abdeckten, Fenster wegbliesen und Brandmauern

4 Gerhard Hausen, Zwangsarbeit im Kreis Olpe 1939–1945. Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 32. Olpe 2007.

zum Einsturz brachten. Anschließend fielen Brandstäbe und Phosphorbomben in die beschädigten Häuser, in denen Zugluft die Brandherde zu Großbränden anfachte. Danach wurden teils mit Zeitzündern versehene Spreng- und Splitterbomben abgeworfen. Über manchen in Brand gesteckten Stadtteilen bildeten sich gigantische Heißluftsäulen, die orkanartige Stürme produzierten und Tausende Tonnen Sauerstoff ansaugten. Viele Menschen, gleich ob sie sich im Keller verbargen oder ins Freie flohen, starben an Hitzschlag oder Überdruck, Verbrennungen oder Kohlenmonoxidvergiftung.

Wir haben von diesen Höllen in Drolshagen nicht viel erfahren. Hier und da fielen ein paar Bomben in die offene Landschaft. Ein »Marschflugkörper«, der für ein englisches Ziel bestimmt war, stürzte am hellen Mittag ab und zerstörte mit seinem Explosionsdruck Schaufensterscheiben. Auch wurden zwei Bauerngehöfte in Brand geschossen. Doch erlebte ich den Angriff eines englischen Kampffliegers im März 1945 an einem sonnigen Tag beim Brennholzsammeln im Wald. Immer wieder setzte das Flugzeug an und feuerte aus seiner Bordkanone, wobei nicht erkennbar war, was oder wer angegriffen wurde. Auf einem Acker der gegenüberliegenden Talseite war zu dieser Stunde ein russischer Zwangsarbeiter mit einem Ochsen am Pflügen. Wie sich herausstellte, wollte der Pilot dieser friedlichen Arbeit ein Ende machen. Mehrfach drehte er zurück, flog erneut an und feuerte. Da der junge Mann auf dem freien Feld keine Deckung hatte, hockte er sich unter den Ochsen, der auch stoisch stehen blieb, bis schließlich das Flugzeug nach mehreren vergeblichen Versuchen abdrehte. Auch hier lebte einer seine sportliche Lust aus, auf Mensch und Tier zu schießen, um die »Chance der unbestraften Unmenschlichkeit«, von der Günther Anders sprach, zu nutzen.

Da wir als Fahrschüler mit der Bahn zur Schule fuhren, kamen wir morgens immer häufiger zu spät, weil – zumal im Winter – die Züge unpünktlich wurden. Am Bahnhof waren russische Kriegsgefangene damit beschäftigt, die zugeschnittenen Weichen freizuschaukeln. Sie bettelten mit geschnitzten Vögeln, die auf einem Brett pickten, um etwas Brot. Es gab auch ein Lager für französische Kriegsgefangene, später ein weiteres für amerikanische Soldaten. Als ich diese einmal ansprach, um stolz erste Englischkenntnisse anzubringen, verwies mich der Wachtsoldat, dergleichen tue ein deutscher Junge nicht.

Die Obdachlosigkeit der Menschen im Ruhrgebiet führte zu Evakuierungen. Da der Wohnraum bewirtschaftet wurde, bekamen wir eine Familie aus Bochum zugewiesen. Unser Haus war in den folgenden Monaten gestopft voll und blieb es auch in den ersten Nachkriegsjahren, doch kann

ich mich nicht an Spannungen mit den wechselnden Menschen erinnern, die mit uns Küche und Badezimmer teilen mussten.

Wohl im Februar 1945 endeten die längst desolaten schulischen Verhältnisse. In den Monaten zuvor saßen wir mehr im Keller als in den Klassenzimmern. Als Olpe dann am 28. und 30. März zwei schwere Bombenangriffe erlebte, bei denen etwa 200 Menschen ihr Leben verloren, hatte die Schule bereits geschlossen. Sie stand zuletzt unter einer Leitung, die nationalsozialistische Gesinnung garantierte und beide Olper Gymnasien unter einer Hand vereinte. Als in diesen Wochen eine Schülerin das Bild Hitlers zerriss, meldete ein Umlauf den sofortigen Schulverweis dieses Mädchens.

Das zeitige Frühjahr 1945 war trocken und sonnig. Soweit wir nicht in den Wald mussten, um beim Brennholzbereiten zu helfen, waren wir nach Schulschluss überall unterwegs. Viele Familien bauten sich eine Hütte in abgelegenen und geschützten Bereichen, um hier gegebenenfalls die Kampfzute beim Nahen der Front zu überleben. Doch vermutlich hat niemand diese mit viel Mühe und Raffinement errichteten Verstecke auch genutzt. Als amerikanische Truppen mit einer Panzervorhut in Drolshagen eintrafen, kamen sie über Nebenwege und über die Höhen. Am sichersten waren in diesen Stunden die Keller, am wenigsten die Wälder, in denen deutsche Soldaten, Feldjäger und von ihnen Gejagte kämpften, sich versteckten und flüchteten.

Am 10. April 1945 erreichten die Amerikaner Drolshagen. Am Morgen wurde mein Vater verpflichtet, die vorbereitete Panzersperre am Ortseingang schließen zu helfen, kam jedoch schon bald zurück, weil man sich mit dem Bürgermeister einig geworden war, dass dies Unfug sei und den Ort nur gefährde. Gegen Mittag und am Nachmittag entwickelte sich draußen ein heftiger Kampf, von dem wir uns jedoch im Keller kein Bild machen konnten. Als die Schießerei abflaute, verließen wir den Keller und traten in den Garten. Mein Vater hatte ein weißes Tuch aufgehoben, das von der Wäscheleine gefallen war, als ein amerikanischer Soldat auf uns zukam. Noch bevor dieser uns ansprechen konnte, sah er einen deutschen Soldaten über freies Feld auf die nahe Volksschule zulaufen, die als Lazarett eingerichtet und gekennzeichnet war. Er stützte sein Gewehr auf den Treppennegel am Gartentor und schoss auf den Soldaten, der zusammensackte. Vom Schicksal dieses Mannes in buchstäblich letzter Minute des Krieges haben wir nichts erfahren.

Bereits am Abend dieses Tages mussten wir unser Haus räumen, weil es die Amerikaner für ihr Besatzungspersonal beschlagnahmten. Sie fuhrten in den folgenden Wochen mit ihren Jeeps bis vor die Haustür. Was vorher